Meine Reisen durch die Hölen des Unglüks und Gemächer ...

Christian Heinrich Spiess

Fünfte Wanderung.

Aufrichtiges Bekenntniß des begangenen Fehlers ist die halbe Besserung! So sagts das Sprichwort, so lehrts der Hofmeister seinen Eleven. Ofnes Bekenntniß des begangenen Fehlers ist volle Besserung, vernichtet iede Strafe, bringt Verzeihung und Vergessenheit zum Lohne! So würde ich lehren, wenn ich Vater wäre, oder Vatersstelle zu vertreten hätte. Ich würde ieden Morgen, ieden Abend diese ausgemachte Wahrheit meinen Kindern wiederholen, und sie bei ieder Gelegenheit mit der strengsten Gewissenhaftigkeit ausüben; ieder Fehler, er sei auch noch so groß, noch so wichtig, würde von mir nicht gerügt, nicht gestraft, und ganz vergessen werden, wenn vor oder bei der Entdekkung offenherziges Bekenntniß, treue Erzählung der Umstände erfolgte. Der grösse, unermeßliche Gewinn ist klar und einleuchtend. Ich erfahre dadurch die Neigung, den Hang meines Kindes, ich sehe, wie's gehandelt hat, und kann's unterrichten, wie es hätte handeln sollen, ich kann's bei Gelegenheit in ähnliche Lage versezzen, und ingeheim beobachten: Ob die Versuchung noch würkt? Ob es kämpft, widersteht und

meine Lehren benüzt? Jeder Vater, ieder Erzieher, welcher diese grosse Regel nicht beobachtet, alle Verbrechen seines Kindes mit Strenge straft, und ihm kein Mittel übrig läßt, wodurch es der verdienten Strafe entgehen kann, macht sein Kind zum Heuchler, verleitet es zu neuen, grössern Fehltritten, die es blos deswegen begeht, um den kleinern verbergen, und der sichern Strafe entgehen zu können. Der Dieb und Mörder würde vielleicht nicht gestohlen, nicht gemordet haben, wenn sein strenger Vater ihn nicht in dem Wahne bestärkt hätte, daß nur bekanntes Verbrechen gestraft werde, verborgnes, verheeltes keine Strafe nach sich ziehe. Folgende, aus ächten Kriminalakten gesammlete Geschichte wird diese Wahrheit aufs neue bestätigen:

Johann Gottfried S—dt, war der Sohn eines Seifensieders zu L — in B —. Er verrieth in seiner frühen Jugend viele Talente, und der Bruder seiner Mutter, welcher Pfarrer eines benachbarten Dorfes war, nahm ihn zu sich, um ihn in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache zu unterrichten, und zu den gewöhnlichen Studien vorzubereiten. Seine Bemühung glükte, der junge S — studierte in der Folge mit vielem Eifer und grossem Beifalle die Humanoria, und wollte eben nach der Universität gehen, als Kaiser Karl der sechste starb. Die Ansprüche, welche verschiedene europäische Monarchen auf den Besiz seiner Staaten machten, zwangen seine ein-

zige Tochter, die noch immer unvergeßliche Maria Theresia, ihr Erbe zu vertheidigen. Ihr kleines Heer konnte der grossen feindlichen Macht nicht widerstehen, sie mußte solches schnell und ansehnlich vermehren. Unter den Tausenden, welche zum Kampfe fürs Vaterland bestimmt wurden, befand sich auch der junge S — welcher zwar ungerne den Studien entsagte, aber bald willig und mit Muth unter ihren Fahnen kämpfte. Er kam unter die Dragoner, ward Korporal, und endlich Wachtmeister, als dieser aber durch einen Kartetschenschuß gefährlich in den Schenkel verwundet. Wie der Krieg endete, verließ er das Spital, und ward als ein vollkommner Krüpel, der damals auf einer Krükke hinken mußte, entlassen, bald nachher aber zum Lohne seiner Dienste als Zolleinnehmer zu N — angestellt. Der Gebrauch des Töplizer Bades stärkte seinen Fuß, er konnte in der Folge ohne Krükke gehen, und auch ohne grosse Beschwerde reiten. Sein Dienst nährte ihn redlich aber er mußte, weil seine Mutter schon gestorben war, mit fremden Händen wirthschaften, und diese besorgen äusserst selten die häußlichen Geschäfte mit ächter Treue. Er heurathete daher bald hernach die zwanzigjährige Tochter eines Bürgers im nahen Städtchen, und lebte mit ihr sehr vergnügt, weil sie, was sein einziger Wunsch war, gut haushielt, und ihm in iedem Falle willig gehorchte; denn, ob er gleich ein guter, lieber Mann war, so forderte er doch stets pünktlichen Gehorsam,

und ward äusserst zornig, wenn man diesen nur im geringsten weigerte. Er behandelte alle seine Untergebnen nach der strengsten Subordinazion, die er bei den Soldaten ausgeübt hatte, und konnte nie begreifen, warum man sie im bürgerlichen Leben nicht eben so streng übe.

Nach Jahresfrist gebahr ihm seine Frau einen Sohn, und starb am dritten Tage an den Folgen einer unglüklichen Entbindung. Der Vater hatte das Kind vorher mit warmer Freude und ächter Rührung in seine Arme geschlossen, izt stieß er es unwillig von sich, weil seine Geburt ihm eine Gattin geraubt hatte, die er würklich herzlich liebte. Lange trauerte er über ihren Verlust, lange nannte er den unschuldigen Knaben einen Muttermöder, konnte seine weinende Stimme nicht hören, und wollte ihm nie in seinem Zimmer dulden. Ein Glük, daß die Grosmutter des Knaben noch lebte, izt Wittwe geworden war, die Haushaltung des Vaters führte, und nebenbei alles anwande, um das theure Andenken ihrer geliebten Tochter sorgfältig zu warten und zu pflegen. Ihre Mühe gelang, ungeachtet der Knabe nie die Muttermilch gekostet hatte, nur bei Wasser und Brei erzogen ward, so gedeihte er doch treflich, kroch nach Jahresfrist im Gemache umher, lief und sprach vollkommen, als er das zweite Jahr seines Alters erreicht hatte. In dieser Zeit schien erst der Vater den ungerechten Haß zu vergessen, mit welchem er den armen Knaben or-

dentlich gequält hatte. Sein unschuldiges Lallen machte Eindruk auf sein Herz, er duldete ihn izt in seinem Zimmer, spielte wohl gar dann und wann mit ihm, doch geschah dieß äusserst selten, und wenn ihm der Kleine durch ein unwilliges Wort, oder eine verdrüßliche Mine zum Zorn reizte, so folgte allemal Strafe, die oft an militärische Strenge gränzte, und immer den Unwillen der sanftern Großmutter erregte.

Unter ähnlicher Behandlung erreichte der muntere Knabe das achte Jahr, ward dann vom Vater in die nahe Schule geschikt, und mußte ieden Tag daheim beweisen, was er in dieser gelernt hatte. Wenn er dann — wie es oft geschah — der väterlichen Erwartung nicht entsprach, oder gar fehlte, so waren derbe Schläge seine Strafe, welche die eifrige Vorbitte der Großmutter nie verhindern, nicht einmal mindern konnte. Wilhelm — so nannte man den Knaben — besaß die Fähigkeiten seines Vaters im hohen Grade, auch hatte er Anfangs den besten Willen und grosse Lust, etwas zu lernen, und sich durch Geschiklichkeit auszuzeichnen. Wie aber der zu strenge Vater stets mehr, als er leisten konnte, forderte, nie seinen Fleiß lobte, immer nur seine Nachlässigkeit strafte, da erkaltete sein Eifer, er ward gegen alles gleichgültig, und — wie er am Ende seiner Tage selbst erzählte — sogar halsstarrig. Da seiner daheim tägliche Schläge harrten, wenn er auch in der Schule

fleissig lernte, so nüzte er in der Folge die Zeit, welche er dort zubringen mußte, zum kindischen Tändeln und Spiele, weil er zu Hause dieß nur selten thun konnte, und immer vom Vater in einen Winkel gesezt wurde, wo er besser lernen sollte, was er vorher schlecht oder unrichtig gelesen und geschrieben hatte.

Als er das eilfte Jahr erreicht hatte, ging er oft hinter die Schule. Einige andere Schulkammeraden verleiteten ihn zu diesem Fehltritte, und bewiesen ihm deutlich, daß sie unter dieser Zeit viele schöne Vögel fangen könnten, die er ausserordentlich liebte, in einem kleinen Kämmerlein umherflattern ließ, und ingeheim reichlich nährte. Da er, wie ehe und zuvor alle Sonnabende sein Schulgeld dem alten Schulmeister überbrachte, so achtete dieser sein Ausbleiben, das er immer sehr fein und gültig zu entschuldigen suchte, gar nicht, und Wilhelm konnte wenigstens einige Tage in der Woche ungehindert auf den Vogelfang gehen. Einige Zeit nachher wünschte er sehnlichst ein Paar Tauben zu besizzen, die Knaben, welche mit ihm spielten, hatten ihrer so viele; aber keiner wollte sich zum freiwilligen Geschenke verstehen, und sein Vater, welchem er einst seinen Wunsch zu erklären wagte, lohnte seine Bitte mit ein paar derben Ohrfeigen, und mit der Versicherung, daß er solche unnüzze Fresser nie in seinem Hause dulden werde. Aber die Begierde, der Wunsch des Knaben ward da-

durch nur vermehrt; wenn er vor den Häusern seiner Nachbarn vorüberging, seine Schulkameraden pfeiffend im Taubenschlage erblikte, da weinte er oft aus kindischem Jammer, und rang stets nach Gelegenheit, nur ein Paar dieser Tauben zu besizzen. Er wollte des Vergnügens, sie im Hofe zu füttern, und auf den Dächern umherflattern zu sehen, gerne entbehren, wenn er sie nur bei seinen übrigen Vögeln in einer kleinen Hinterkammer, wohin der Vater nie kam, aufbewahren, und dann und wann besuchen könne. Um diese Zeit, da eben Wunsch und Begierde am heftigsten nagte, trug ihm ein anderer Knabe ein Paar schöne Tauben zum Kaufe an. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen und versprach solche mit zwei Groschen zu bezahlen, da aber der listige Knabe erst das Geld haben wollte, ehe er die Tauben ausfolgte, so entstand neuer Kummer in seinem Herzen. Er nahm seine Zuflucht zur Grosmutter, aber die gute Alte hatte ihr weniges Geld eben auf ein Paar Schuhe und Strümpfe zum nahenden Winter verwendet, und konnte wenigstens izt des Enkels Bitte nicht erfüllen. Schon glaubte er dem vortheilhaften Kaufe, und seiner so grossen Freude entsagen zu müssen, als ihm sein Vater am andern Morgen, wie's jede Woche gewöhnlich war, das Schulgeld übergab, um es nach der Schule mitzunehmen. Es waren eben zwei Groschen, und sein iunger Freund hatte mit dem weitern Verkaufe der reizenden

Tauben bis am Morgen zu harren versprochen. Der Schulmeister kann bis zur andern Woche warten, bis dahin erhälst du's von der Großmutter zurük, so dachte er, und kaufte die Tauben. Er trug sie mit größter Freude im Schubsakke nach Hause, und stahl sich so oft als möglich nach der Kammer, um sie zu beobachten. Aeusserst groß war seine Freude, als sie schon am dritten Tage zu Neste trugen, und am fünften würklich Eier legten. Nun überrechnete er schon in Gedanken den grossen Gewinn, welchen ihm in der Folge der Verkauf der iungen Tauben gewähren würde, und verwande durch vier Wochen allemal das Schulgeld zum Ankaufe eines neues Paares. Sein Vater, den izt seine Wunde mehr als gewöhnlich schmerzte, ihn aber auch um so stärker mislaunischer machte, argwohnte diese Zeit hindurch nicht das geringste, und wähnte stets, daß Wilhelm in der Schule lerne, wenn er in der Hinterkammer stekte, und seine Tauben beobachtete. Eben saß er mit seinem Vater am folgenden Sonntage beim Mittagsmale, als sich die Thüre öfnete, und der Schulmeister des nahen Dorfs, wohin Wilhelm immer in die Schule gehen sollte, eintrat. Wilhelm zitterte und ahndete Entdekkung, die auch richtig erfolgte. Denn der Schulmeister, welcher die wöchentlichen zwei Groschen ungerne mißte, kam zu bitten, damit der Herr Einnehmer doch fernerhin seinen hofnungsvollen Sohn den so nöthigen Unterricht genüssen

lassen, und nicht mitten in der rühmlichen Laufbahn enden möge. Der unwissende Vater fragte, forschte, und Wilhelm bekannte kniend und flehend sein ganzes Verbrechen, aber dieß ofne Bekenntniß wekte den Zorn des Vaters, er peitschte seinen Sohn erbärmlich, und wiederholte diese Züchtigung durch drei Tage. Unter dieser Zeit ward Wilhelm in der Hinterkammer eingespert, wo er nichts als Brod und Wasser zu seiner Nahrung erhielt. Er würde diese Strafe mit Gedult ertragen haben, wenn er in der Gesellschaft seiner Vögel und Tauben hätte leben können, aber der wüthende Vater hatte vorher alle Vögel zum Fenster hinaus gejagt, und den armen Tauben die Köpfe abgerissen. In diesem Zustande lagen sie vor seinen Augen, und kosteten diesen viele Thränen.

Nach dieser Zeit durfte zwar Wilhelm nicht mehr in die Schule gehen, aber sein Loos ward dadurch um vieles verschlimmert. Sein Vater ward sein Lehrer, und so sehr sich Wilhelm auch mühte aufmerksam zu lernen, so empfieng er doch ieden Tag richtige Schläge, und mußte die übrige Zeit angeheftet an einem Buche im Winkel sizzen. Die anhaltende Bitte und Vorstellung der Grosmutter würkte endlich doch so viel, daß dem Aermsten erlaubt ward, täglich im kleinen Hofe des Hauses eine Stunde zu spielen. Doch durfte er sich nie weit vom Fenster, an welchem sein Vater gewöhnlich schrieb, entfernen, damit dieser

jederzeit ihn und seine Beschäftigung sehen und beobachten konnte. Im Hofe stand gewöhnlich gespaltnes Holz, Wilhelm benuzte solches zu seinem Spiele, und schnizelte sich irgend ein Spielzeug; endlich begann er gar ein kleines Haus zu bauen, aber sein schwaches Messer zerbrach, und er mußte mitten im Baue aus Mangel eines andern innehalten. Und doch lag ihm dieser Bau so sehr am Herzen, beschäftigte ihm am Abende, wenn er einschlief, am Morgen, wenn er erwachte. Sein Vater hatte auf seinem Schreibtische ein Federmesser liegen, dieses mußte, seiner Einbildung nach herrlich schneiden, die Begierde darnach ward groß, und wie der Vater einst in Geschäften ausritt, konnte Wilhelm der Versuchung nicht länger widerstehen, er nahms vom Tische, und förderte mit Hülfe desselben seinen Bau in wenig Stunden um ein grosses, aber der Vater kam unversehens heim, sezte sich sogleich an seinen Schreibtisch, und verhinderte dadurch Wilhelmen, das Messer wieder an seinen Plaz zu legen. Nach kurzer Zeitfrist vermißte der Vater, welcher eben eine Feder bessern wollte, das Messer. Wie er vergebens gesucht, vergebens darnach gefragt hatte, ward Wilhelm ins Examen gerufen. Seine Großmutter lauerte an der Thüre. Wenn du etwann, flüsterte sie leise, deines Vaters Federmesser verschleppt hast, so gestehs nicht, sonst schlägt er dich tod. Wilhelm befolgte den Rath; läugnete standhaft, zeigte sein zerbrochenes

Messer hevor, und bewieß, daß er mit diesem geschnizelt, und es eben zerbrochen habe. Der Vater schien's zu glauben, Wilhelm kam ohne Schläge davon, und war froh wie ein König, weil er nun das schöne Messer immer behalten, und sein Gebäude mit Hülfe desselben ganz vollenden konnte. Wünschend und hoffend erwartete er die künftige Stunde zum Spiele, sie schlug, und er gieng mit Eifer an seine Arbeit. Wie er eben vollauf mit dieser beschäftiget war, donnerte hinter ihm des Vaters Stimme. Du verfluchter, boshafter Bube, schie er, hast also das Messer gestohlen! Wart! ich will dir die Lust zum Stehlen vertreiben! Mit diesen Worten hinkte er nach dem Zimmer, und der angstvolle Wilhelm öfnete das Pförtchen um der schreklichen Strafe zu entfliehen. Er rannte im schnellsten Laufe fort, und war bald, weil seines Vaters Haus nahe an der Gränze lag, im benachbarten Lande. Er wandelte nun langsamer, aber auch weinend weiter. Wie der Abend nahte, hungerte ihn sehr, eine einzelne Bierschenke, welche nahe an der Strasse lag, zog seinen Blik auf sich, er schlich näher, und endlich hinein. Viele Fremde sassen darinne und zechten. Der Wirth, welcher ihnen aufwartete, fragte Wilhelmen: Was er hier suche, und ob er Geld habe? Wie er die lezte Frage mit Nein beantwortete, nahm ihn der rohe Wirth beim Arme, und warf ihn zur Thüre hinaus. Es dämmerte schon mächtig, Wilhelm traute sich nicht weiter,

und lagerte sich still und weinend auf etwas Stroh welches unter einer ofnen Schuppen lag. Nach, langen Kampfe zwischen Ermattung und Hunger, wollte der Schlaf eben Friedensstifter werden, als die Fremden aus der Schenke heraustraten, und ihren Weg durch den ofnen Schuppen nahmen. Einer derselben, welcher etwas abseits trat, stolperte über den kleinen Wilhelm. Was liegt hier? fragte er. Ich! antwortete Wilhelm. Dieser Antwort folgten ganz natürlich neue Fragen, und Wilhelm, der aus Erfahrung wußte, daß Geständniß der Wahrheit grössere Strafe nach sich ziehe, nahm seine Zuflucht zum Lügen. Ich bin, sagte er, ein armes Soldatenkind, mein Vater und meine Mutter sind über die Gränze desserteurt, und haben mich im nächsten Walde, wo ich vor Mattigkeit ein wenig eingeschlafen war, zurükgelassen, izt suche ich sie den ganzen Tag, und kann sie nirgends finden. Wenn ich nur ein Stükchen Brod hätte, um meinen Hunger zu stillen, so wollte ich herzlich gerne weiter wandern. Da hast du ein Stük, sprach einer der Fremden. Und hier auch etwas Braten! rief ein zweiter. Wie er dankte und aß, sprachen sie untereinander leise, und geboten ihm endlich, ihnen zu folgen, weil sie ferner für ihn sorgen wollten. Wilhelm folgte willig, und die Fremden lenkten sogleich von der Strasse ab, gingen eine Stunde lang über ungebahnte Felder und Wiesen, endlich lagerten sie sich in einem kleinen Gebüsche, einige gingen

zwar weiter, aber Wilhelm blieb bei den Gelagerten. Die grosse Müdigkeit beförderte sogleich seinen Schlaf, aber er genoß ihn nicht lange, denn noch wars volle Nacht, als ihn einer der Fremden mit einer Blendlaterne in der Hand wekte, und neue Folge gebot. Alle gingen mit, und erreichten bald ein Dorf, in welchen einige Hunde wakker lärmten, aber bald schwiegen, weil sie von den Fremden mit Brode und Braten gefüttert worden. Sie überstiegen nun einige Zäune, und standen bald vor einem kleinen Fenster stille, welches an einem Hintergebäude eines hübschen Hauses angebracht war. Rühr dich nicht! sprach nun einer der Fremden leise zu Wilhelm, und faßte ihn bei der Hand. Die übrigen brachen sogleich den Laden ab, der das Fenster verwahrte, und hoben auch die eisernen Stangen heraus, welche im Fensterstokke befestigt waren. Diese Arbeit geschah in einer kleinen Viertelstunde, wie sie geendet war, hob der Fremde Wilhelmen in die Höhe, und trug ihn zum Fenster. Kriech hinein, sprach er, und lange heraus, was du findest. Wilhelm wollte sich weigern. Kriech hinein, sprach der Fremde zornig, oder ich stoß dir ein Messer in den Leib! Wilhelm zitterte und kroch hinein. Mach' kein Lärm, rief ihm der Fremde nach, sonst schüsse ich dich gleich einem Hunde nieder. Wie Wilhelm auf den Boden des Gemachs stand, langteih m ein andrer die Blendlaterne hinein, und befahl ihm, solche auf den nächsten Kasten zu stel-

len, damit er alles übersehen, und herauslangen könne, was vorhanden sei. Wilhelm überblikte nun das Gemach, und sah deutlich, daß es ein kleiner Kaufmannsladen war, denn rings umher waren Bretter befestigt, auf welchen Tücher, Kattune, Schnupftücher, Strümpfe und Müzen Duzendweis lagen. Er grif mit zitternder Hand nach dem ersten, was vor ihm lag, und langte es denen zu, welche am Fenster standen. Immer flüsterten sie ihm Eile zu, und Wilhelm befolgte ihr Gebot nach Kräften. Eben hatte er ein grosses Stük Tuch, welches er der Schwere wegen kaum heben konnte, zum kleinen Fenster hinausgepreßt, als jäher Lärm im Hause entstand. Diebe! Diebe! schrie man im Hause! Diebe! Diebe! schrie wieder eine andere Person zum Fenster hinaus. Die Fremden flohen eilends fort, und liessen den kleinen Wilhelm im Gemache stehen. Er wußte sich nicht zu rathen, und zu helfen, doch blies er sogleich das Licht aus, das in der Laterne brannte. Das Geschrei und Lärm im Hause ward stärker, er hörte Männertritte auf einer Treppe, und endlich das Hausthor öfnen. Nur nach! Nur nach! Sie haben den Laden erbrochen! Sie tragen grosse Päkke! Jagt sie ihnen ab! rief eine Weiberstimme aus dem Fenster, und Wilhelm hörte bald nur in der Ferne Tritte, Geschrei, und endlich zwei Schüsse. Er kroch unter dieser Zeit zum Fenster hinaus, und sprang durch den kleinen Garten über einen niedrigen Zaun ins Freie. Das Weib, wel-

welches oben im Hause am Fenster stand, sahs und schrie aufs neue ganz entsezlich. Im Dorfe bellten die Hunde, und rufende Stimmen ertönten darinne. Wilhelm floh eilends fort, und ganz weißlich nach der entgegengesezten Seite, von welcher die Stimmen ertönten. Er erreichte bald einen Wald, und wanderte von Angst und Schrekken getrieben, bis am Morgen weiter. Die Sonne war schon aufgegangen, wie der Wald endete, und ihm ein kleines Städtchen aus dem Thale entgegen glänzte, er lenkte nach diesem hin, erreichte es glüklich, und gieng lüstern vor eines Bekkers Laden vorüber, der eben die neugebaknen und geruchreichen Semmeln auf diesen ausbreitete. Ihn hungerte sehr, und er fragte einen vorübergehenden Bürgerknaben: Ob er nicht ein Federmesser kaufen wolle? Der Knabe besahs, bot einen Groschen, und Wilhelm trug diesen sogleich zum Bekker, um Semmeln zu kaufen, und seinen Hunger zu stillen. Er verzehrte sie bis auf ein kleines Stükchen, und verließ das Städtchen, um weiter zu wandern. Wie er im Freien war, nirgends Hülfe für die Zukunft erblikte, nicht wußte, wie er am Mittage seinen Hunger stillen sollte, da sank sein Muth, er beschloß heim zu kehren, lieber die schreklichsten Schläge zu dulden, als so hülflos und elend umher zu irren. Mit diesem ernsten Vorsaze kehrte er nach dem Städtchen zurük, fragte dort nach seinem Geburtsorte, und wie man ihm sagte,

daß er etwan sechs Stunden von da entfernt wäre, ihn auch die Strasse dahin zeigte, so schritt er muthig vorwärts.

Es dämmerte schon stark, wie er am väterlichen Hause anlangte. Sein Muth, der bisher sein treuer Gefährte gewesen war, sank und entfloh, ihm graute vor den sichern und schreklichen Schlägen, die er würde dulden müssen, er wollte mehr als einmal rükwärts wandern, doch trieb ihn der Hunger immer vorwärts, endlich schlich er durch die Hinterthüre ins Haus, und von da nach der Kammer, in welcher seine Großmutter schlief. Ach du unglükliches Kind! welche Angst und Kummer hast du mir verursacht! rief diese aus, als sie ihm beim Schlafengehn dort erblikte. Was soll ich nun mit dir anfangen? Der Vater hat hoch und theuer geschworen, dich tod zu schlagen, wenn er dich wieder erblikt. Wilhelm zagte und bebte, wie aber seine Großmutter hinab schlich, ihm ein grosses Stük Brod und Butter brachte, da verzehrte er beides sorgenlos, und schlief bald ruhig auf ihrem Bette. Die gutherzige Großmutter hatte indes die Nacht kummervoll durchwacht, und manchen Plan entworfen, wie sie ihren geliebten Enkel der allzuharten Strafe des Vaters entreissen könne. Früh wekte sie ihn, und fragte: Wo er das Federmesser habe? Sie wollte solches ingeheim unter den Tisch des Vaters werfen, es beim Auskehren finden, und dem Vater glaubend machen, daß er falsch gesehen, und den

armen, unschuldigen Wilhelm blos durch seine ungerechte, schrekliche Drohung zur Flucht bewogen habe. Sie erwartete von dieser List die größte Wirkung, und hofte, daß der Vater dann die Rükkehr des unschuldigen Sohns selbst wünschen, und ihm seine Flucht verzeihen werde. Sie weinte aufs neue, als ihr Wilhelm gestand, daß er das Messer, um seinen Hunger zu stillen, verkauft habe. Wie er aber versicherte, daß er die Stadt wieder finden, und den Knaben, an welchen er es verkaufte, sogleich erkennen wolle, so eilte sie zum nächsten Nachbar, borgte dort sechs Groschen, und gab diese Wilhelmen, damit er sogleich forteilen, das Messer wieder einlösen, und von dem Ueberreste zehren solle.

Wilhelm langte glüklich am Abende in dem Städtchen an, suchte vergebens am andern Tage den Knaben, und verzehrte unter dieser Zeit das ganze Geld, welches ihm die Großmutter gegeben hatte. Da nun längeres Suchen unnüz ward, er sich izt gar nicht mehr heimtraute, so wanderte er weiter, und bettelte schon im nächsten Dorfe als ein verlaßnes Soldatenkind einiges Brod. Die Nacht überraschte ihn in einem Walde, frühe erblikte er unfern von sich einen Schäfer mit seiner Heerde, er gesellte sich zu diesem, und weidete durch fünf Tage seine Schaafe. Dieser theilte zum Lohne seine Speise mit ihm, da aber Wilhelm in der Folge nur mit dem Hunde spielte; ihn oft zur Unzeit unter die Schaafe hezte,

so jagte ihn der Schäfer am sechsten Tage fort, und Wilhelm wanderte weiter. Er wanderte ungefähr in drei Tagen acht Meilen weiter, und nährte sich mit Bettelbrod, welches er in den Dörfern sammlete. So elend sein Schiksal war, so behagte es ihm doch sehr, weil er sich frei fühlte, keine Schläge bekam, und thun konnte, was ihm beliebte. Am folgenden Tage zog er vor einem schönen Hause vorüber, welches auf einer sanften Anhöhe lag, und mit einem grossen Garten umgeben war. Zwei muntere Knaben, welche jünger als er waren, spielten nahe am Zaune Ball, er sah dem Spiele zu, und wie die Spieler den Ball über den Zaun warfen, so hob er ihn auf, und kletterte in den Garten, um ihnen solchen überreichen zu können. Die Knaben dankten freundlich, luden ihn zum Spiele ein, und Wilhelm erhielt bald durch seine Geschiklichkeit ihren vollen Beifall. Ein Herr stand am Fenster des Hauses, und sah dem Spiele zu, endlich kam er hinab, und betrachtete Wilhelmen sehr genau. Wer bist du? fragte er endlich. Wilhelm widerholte, was er, wenn er bettelte, stets erzählte, daß er ein armes Soldatenkind sei, seine Eltern in einem Walde an der Gränze verlohren habe, sie nun immer suche, und nirgends finden könne. Der Herr ging fort, und erschien bald wieder mit einer schönen Frau um Arme. Wilhelm mußte seine Geschichte wiederholen, die schöne Frau weinte, und der Herr ergrif Wilhelms Hand, und

führte ihn nach dem Hause, dort ward er einer alten Magd übergeben, die ihn kämmte, frische Wäsche gab, und dann wieder zum Herrn führte. Wenn du dich gut aufführen, mir schön folgen willst, sprach der gute Herr, so will ich Vaterstelle bei dir vertreten, und dir etwas nüzliches lernen lassen, damit du dich einst selbst ernähren kannst, und nicht betteln gehen darfst.

Wilhelm versprach alles, und blieb von nun an im schönen Hause. Acht Tage lebte er dort äusserst zufrieden, und vergnügt in der Gesellschaft der beiden Knaben, die ihn bald als ihren Bruder liebten. Sie waren nur fünf und sechs Jahre alt, durften noch nicht lernen, spielten die meiste Zeit im Zimmer, oder im Garten. Beides war Wilhelmen sehr angenehm, weil er höchst ungerne lernte. Der Herr war fürstlicher Forstmeister, und hatte viel Gewehre im Zimmer hängen. Der Anblik desselben machte Wilhelmen viel Vergnügen, er betastete es stets, und äusserte endlich in Gegenwart seines Pflegvaters den Wunsch, einst auch mit solchem Gewehre schüssen zu können. Der Forstmeister schwieg, aber nach einigen Tagen ward Wilhelm in sein Zimmer gerufen. Ein Jäger stand an der Thüre. Hast du noch Lust ein Jäger zu werden? fragte der Forstmeister den kleinen Wilhelm, und wie dieser versicherte, daß er es für sein größtes Glük achten würde, so ward ihm der anwesende Jäger als sein künftiger Lehrmeister vorgestellt, und ihm aufgetragen, ihn

in allen den größten Gehorsam zu leisten. Wilhelm versprachs, nahm von seinem Wohlthäter, der ihn ferner zu kleiden versprach, weinend Abschied, und ging mit seinem Lehrmeister nach seiner Wohnung. Diese lag zwei Stunden weit davon entfernt, mitten in einem grossen Forste, welcher sich viele Meilen weit ringsumher erstrekte. Diese romantische Lage machte auf Wilhelmen den größten Eindruk, und da ihn sein Lehrmeister gleich einem eignen Kinde behandelte, so lebte er höchst vergnügt und glüklich. Anfangs waren seine Beschäftigungen sehr eingeschränkt, doch lernte er schnell den Gebrauch des Gewehrs, und schoß bald Eichhörnchen und Vögel vom Baume herab. Wie der Herbst nahte, begann neue Freude; der Jäger hatte, eine Stunde weit vom Jägerhause entfernt, einen grossen Vogelheerd, dieser ward nun Wilhelms Sorgfalt anvertraut, er mußte, wenn der Tag anbrach, dahin wandern, und dort bis zur Mittagszeit die vorüberziehenden Vögel zu lokken und zu fangen suchen. Nahe beim Heerde befand sich ein kleines, niedliches Häuschen, in welchem Wilhelm die Lokvögel aufbewahrte, und durch eine kleine Oefnung den Heerd beobachtete. Wenn sich dann Vögel auf diesem sammleten, so zog er mit einem nahe an der Dekke befindlichen Seile das im Heerde verstekte Schlagnez in die Höhe, und sank ganz natürlich, wenn dies stieg, im kleinen Häuschen von der Bank, auf welcher er lauerte, auf den Fußboden herab. Eine ganze

Woche hindurch ging der Fang, und die dabei erforderliche Manipulazion herrlich von statten. Am nächsten Sonntage, als er eben eine grosse Menge Drosseln im Nezze berükken wollte, sich zu mehrerer Sicherheit einen rechten Schwung gab, und daher mit voller Kraft auf den Fußboden auffiel, brachen die morschen Bretter unter seinen Füssen, und er stürzte in eine tiefe Höhle hinab. Er hatte sich durch den Fall stark am Haupte beschädigt, und blieb, wie er hernach vermuthete, einige Zeit sinnlos liegen. Als er seiner Sinne wieder mächtig ward, lag er tief im Gebüsche, und fühlte sich an Händen und Füssen fest gebunden. Er war nicht weit vom Häuschen entfernt, denn dieses glänzte durch die Gesträuche, und konnte deutlich sehen, wir einigemal fünf oder sechs Männer in das Häuschen gingen, grosse Pakke heraus trugen, und immer wiederkehrten, um ähnliche zu holen. Er machte kein Geräusch, und versuchte vergebens, eine der gebundnen Hände los zu machen. Schon nahte der Mittag, als die Männer zum leztenmale rükkehrten, nur zweie trugen noch einen Pak fort, die übrigen nahten sich dem Gebüsche in welchem er lag. Wilhelm zitterte und weinte. Fürchte dich nicht, sprach einer der Männer, wir werden dir nicht das Geringste zu Leide thun, und dich sogleich los binden, wenn du deinem Herrn nichts von allem sagst, was hier geschah. Wilhelm versprachs feierlich, und die Männer lößten seine Bande.

Bis Morgen, fuhr der Sprechende fort, wird das Loch im Fußboden wieder zugemacht sein, du kannst kühn darauf springen, es wird nicht mehr brechen, aber wenn du irgend iemanden nur eine Silbe von dem ganzen Vorfalle erzählst, so ist dein Leben verlohren, wir lauern dir im Walde auf, und schüssen dich gleich einen Hund vor den Kopf. Merke dir dies, nimm dich in Acht, und sammle izt deine gefangnen Vögel im Nezze, damit sie dirs nicht zerreissen und entwischen. Die Männer gingen nach dieser Rede fort, nur einer kehrte zurük, und sagte: Wenn du schweigst, solls dein Schade nicht sein, wir werden dirs schon vergelten!

Es bedarf wohl keiner nähern Erklärung dieser Geschichte! Die Männer waren Räuber und Diebe, welche wahrscheinlich schon von lange her dies einsame Häuschen zu ihrem Aufenthalte benuzten, die natürliche Höhle unter dem Fußboden desselben zur Aufbewahrung ihres Raubes gebrauchten, und eben so wahrscheinlich in der Höhle schliefen, als Wilhelm durch den gebrochnen Fußboden zu ihnen hinabstürzte. Sehr natürlich wars, daß sie ihn zu ihrer Sicherheit banden, nach dem nahen Gebüsche trugen, und indes ihren Raub nach einer andern Höhle in Sicherheit brachten. Wilhelm befolgte das Gebot der Männer pünktlich, er eilte nach dem Vogelheerde, sammlete die gefangnen Vögel, trug die Lokvögel nach dem Häuschen, und eilte so schnell als möglich nach Hause. Furcht und Angst hinderte ihn, in das

ofne Loch zu guken, doch beschloß er, alles zu verschweigen, weil er für sein Leben zagte; er erzählte deswegen daheim, daß er einem Fuchse nachgeklettert, von einem Felsen herab gestürzt sei, und sich dadurch am Haupte verwundet habe. Anfangs wollte er diese Wunde zur Entschuldigung nehmen, um einige Tage hindurch den Vogelheerd nicht besuchen zu dürfen, wie er aber ganz weislich überlegte, daß er dieses Geschäft in der Folge doch wieder verrichten müsse, und leicht bei den ihm so furchtbaren Männern einen Verdacht des Verraths erregen könne, so faßte er Muth, und ging schon am andern Tage wieder dahin. Schon wars heller Sonnenschein, als er das Häuschen zu öfnen wagte, und mit Zittern hineintrat, der Fußboden war vollkommen hergestellt, und aller Orten gut befestigt. Er war sonst so vergnügt im Häuschen gesessen, izt zitterte er, wenn sich nur das geringste rührte, und sprang einigemal sogar ins Freie. Wie aber einige Tage still und ruhig verflossen, da stieg sein Muth, und er fing wieder wie gewöhnlich Vögel. Zwei Wochen nachher mußte er einige derselben zu seinem Wohlthäter dem Forstmeister tragen, und blieb den ganzen Nachmittag dort, weil seine kleinen Freunde es ausdrüklich vom Vater forderten, und dieser es herzlich gerne erlaubte. Der Forstmeister kaufte eben ein Pferd, ritt auf diesem spazieren, fands seiner Absicht angemessen, und berief, wie er heimkehrte, den Verkäufer ins Zimmer, um

ihm solches zu bezahlen. Wilhelm erkannte sogleich in diesem, einen der Männer, welche ihn gebunden hatten, er schmiegte sich in eine Ekke, aber der Mann erkannte ihn doch, und legte einigemal den Finger auf den Mund. Der Forstmeister stand an seinem Schreibtische, anfangs wollte er mit dem dort verwahrten Golde bezahlen, nachher entschloß er sich, da der Verkäufer selbst darum bat, zur Zahlung in Silber, und ging nach einem Nebengemache, um solches zu holen. Wilhelm spielte indes wieder emsig mit den Kleinen, und traute sich nicht zu dem fürchterlichen Manne empor zu blikken. Der Forstmeister kehrte zurük, zahlte, und der Verkäufer ging. Wilhelm folgte bald, weil der Abend nahte, und er eine Meile weit gehen mußte. Wie er von der Strasse ab, mitten im Walde, nach dem Jägerhause einlenkte, trat der Verkäufer des Pferdes aus dem Gebüsche heraus, und faßte Wilhelmen am Arme. Hast du reinen Mund gehalten? fragte er trozzig. Hast du dem Forstmeister nicht das geringste erzählt? Wilhelm betheuerte es offen und kräftiglich.

Der Fremde. Kannst du dein Leben, deine Seele für die Wahrheit verpfänden? Willst du das erstere verliehren, wenn du mich hintergehst?

Wilhelm. Ja, das will ich.

Der Fremde. Willst, kannst du schweigen all dein Lebelang?

Wilhelm. Ja, das werde ich.

Der Fremde. Dann solls izt und künftig nicht dein Schade sein. (er zog einen Beutel heraus, und zählte ihm zwölf Dukaten in die Hand.) Da nimm! Giebs nicht aus, hebe dirs wohl auf, du wirst es einst, wenn du dich selbst ernähren mußt, wohl brauchen können. Wilhelm dankte freudenvoll, und der Fremde entfernte sich. Nie hatte Wilhelm eine so grosse Summe in seiner Hand gehabt, er dünkte sich izt äusserst reich, immer zählte er im Gehen die Dukaten, bewunderte ihren hellen Glanz, wikkelte sie endlich in ein Papier, und verwahrte sie in seinem Schubsakke. Oft wollte er sie in seiner Kammer hinter einen Balken verwahren, aber nie konnte er sich von seinem Schaze trennen, immer trug er ihn bei sich.

Nun verflossen zwei volle Jahre in stiller Ruhe, und Wilhelm war in dieser Zeit funfzehn Jahr alt geworden, übertraf an Alter und Geschiklichkeit manchen weit ältern Jägerpurschen, genoß die Liebe seines Lehrmeisters, und ward noch immer mit gleichem Eifer von dem wohlthätigen Forstmeister unterstüzt. Er hatte diese lange Zeit hindurch keinen der unbekannten Männer mehr im Walde erblikt, würde ihrer ganz vergessen haben, wenn ihn sein Schaz, den er noch immer unangetastet bei sich trug, nicht täglich an sie erinnert hätte. Eben war wieder die Hälfte eines Herbstes verstrichen als er in einem benachbarten Dorfe zur

Kirmeß geladen wurde, und mit Erlaubnis seines Lehrmeisters auch dahin ging. Die iungen Pursche tanzten in der Schenke, er mischte sich unter sie, tanzte mit, und trank mehr als gewöhnlich. Wie Bier und Brandwein seinen Kopf gleich stark benebelt hatten, forderten, nach gewöhnlicher Sitte, die Musikanten ihre Bezahlung, er achtete in diesem Zustande seines Schazes nicht, gab ihnen einen Dukaten, und versprach noch einen, wenn sie bis an den Morgen aufspielen würden. Sie thatens und der betrunkne Wilhelm zahlte richtig. Da solch ein Lohn im Dorfe nicht gewöhnlich war, so ward seine Freigebigkeit bald das Gespräche desselben, und kam, mit allerhand Zusäzzen vermehrt, zum Ohre seines Lehrmeisters. Dieser staunte mit Recht, als man ihn versicherte, daß sein Jägerjunge mehr als einmal eine Handvoll Dukaten herausgezogen, und die Musikanten mit zween derselben beschenkt habe, er harrte seiner mit Begierde, weil er eben im Walde abwesend war, und forderte, als er am Abende zurükkehrte, sogleich ofnes Geständniß: Wie und woher er zu so vielem Gelde gekommen sei? Wilhelm, welcher durch seines Vaters Härte von Jugend auf zur Lüge gewöhnt war, und ofnes Bekenntnis als eine sichere Strafe scheute, vielleicht nebenbei auch noch die Rache der unbekannten Männer fürchtete, wollte anfangs die ganze That läugnen, wie aber der klügere Lehrmeister seine Taschen untersuchte, und würklich noch zehn Dukaten bei ihm fand, so

nahm Wilhelm seine Zuflucht zu einer neuen Lüge, und versicherte dreust, daß alle diese Dukaten ein Geschenk seines Wohlthäters des Forstmeisters wären, welche er nach und nach von ihm erhalten, immer sorgfältig aufbewahrt, im Rausche aber zwei davon ausgegeben hätte, und nun diese That um deswillen verheelen wollte, weil er seinen Wohlthäter durch so schlechte Verwendung, die ihn izt herzlich reue, ganz natürlich beleidigen müsse.

Der Lehrmeister, welcher das gute Herz des Forstmeisters, seine Vaterliebe zu dem Jüngling kannte, glaubte Wilhelms Erzählung vollkommen, und verwieß ihm nur die schlechte Verwendung des Geschenkes. Damit dich, sprach er, nicht bei ähnlicher Gelegenheit neue Versuchung zu solch einer Verschwendung reizt, will ich dir das übrige Geld aufheben, und morgen die ganze Geschichte dem Herrn Forstmeister erzählen, denn ich bin gewiß, daß er dir unter solchen Umständen die That willig verzeihen wird, aber äusserst zürnen, und schrekliche Dinge von dir denken würde, wenn er sie gleich mir mit so vergrösserten Umständen erfahren sollte. Obgleich Wilhelm sehr natürlich dies Bekenntniß unter mancherlei Vorwand zu hindern suchte, so bestand doch sein Lehrmeister fest darauf, und versicherte wiederholt, daß die ganze Geschichte seinen Wohlthäter nicht erzürnen werde.

Der in der Schlinge gefangne Wilhelm ging nun zagend und fürchtend schlafen.

Nacht und Finsterniß vermehrten seine Angst, offnes Bekenntniß würde sie ganz gemindert haben, aber dies achtete Wilhelm nun ganz für unmöglich, fürchtete sogar mit wahrscheinlichem Grunde, daß man ihm keinen Glauben beimessen werde. Seine Angst vermehrte sich daher mit ieder Stunde, trieb ihn um Mitternacht aus seinem Bette, und zum äussersten Mittel, zur schleunigen Flucht. Wie der Tag anbrach, war er schon drei Meilen weit von seinem bisherigen Wohnorte entfernt, warf sich matt und ermüdet unter einen Baum nieder, und weinte bitterlich. Das Bewustsein, daß er unschuldig leide, vermehrte seinen Jammer, und die Ueberzeugung, daß er ohne Lehrbrief und Attest nirgends Dienst finden würde, nagte schreklich an seinem Herzen. Endlich begann er seine Flucht aufs neue, und ernährte sich kümmerlich durchs Betteln, weil er keinen Pfennig mit sich genommen hatte. Nur wenige fragten nach der Ursache, welche ihm zum Betteln bewog, und diesen erzählte er, daß sein Vater wegen Verdacht eines Wilddiebstahls sein Brod verlohren habe, ihn nun nicht mehr ernähren könne, und geradezu fortgesandt habe, um unter fremden Leuten Hülfe zu suchen. Keiner bezweifelte diese Erzählung, und ließ ihn ungehindert weiter ziehen.

Schon war er fünf Tage im Lande umher geirrt, näherte sich izt der Gränze, und wollte eben in einem kleinen Städtchen an einem Sonn-

tage in die Kirche gehen, als ihn ein vorüberge- hender Gerichtsdiener am Arme faßte, nach sei- nem Passe und Namen fragte, über seine Antwor- ten mißtrauisch lächelte, und ihn endlich nach dem Rathhause in Arrest führte. Am andern Tage wurde er ordentlich verhört. Er gab sich im Ver- höre einen andern Namen, erzählte, was er, wenn er bettelte, immer erzählt hatte, staunte aber hoch, als man ihn fragte: Ob er nicht Wil- helm heisse? Nicht als Jägeriunge zu H — ge- dient? Nicht in der Nacht von dort entflohen sei? Er läugnete alles, beharrte auf seiner ersten Aussage, ward aber nicht, wie er hofte, freige- lassen, sondern vielmehr mit Eisen belegt, und nach einem alten Schlosse, welches izt die Stelle des Kriminalarrestes vertrat, in Verwahrung ge- bracht. Da alle Gemächer desselben eben mit vielen Mitgliedern einer gefährlichen Räuberbande angefüllt waren, so sezte ihn der Gefangenwärter zu einem von diesen, weil er natürlich mit keinem derselben in Verbindung stand.

Wilhelm warf sich, ohne seinen Kameraden anzusehen und zu grüssen, aufs Stroh, welches in einer Ekke des Kerkers lag, und weinte bitter- lich. Armer Junge! Wie kommst denn du hieher? fragte bald hernach eine Stimme. Wilhelm blikte auf, und sah eben den Unbekannten, welcher ihm einst die zwölf Dukaten geschenkt hatte, in einem Winkel sizzen, seine Hände und Füsse waren mit Ketten beschwert, seinen Leib umgab ein eiserner

Ring, welcher ebenfalls an einer Kette hing, die mit dem Ende an der Wand befestigt war. Der Unbekannte fragte aufs neue, und Wilhelm erzählte ihm die ganze Geschichte, weil er hier neue Lüge nicht nöthig achtete. Hm, sprach der Unbekannte, ich kanns izt schon begreifen. Man wird dich für einen Dieb halten, und als diesen mit Stekbriefen verfolgen. Weine nicht, und gieb dich zufrieden; wenn du meinem Rathe folgen willst, so kann noch alles gut gehen, und dasienige, was dein Unglük sein sollte, dein größtes Glük werden. Indes der Unbekannte fortfuhr, den armen Wilhelm mit Hofnungen mancher Art zu laben, will ich in Kürze erzählen, wies geschehen konnte, daß Wilhelm würklich für einen Dieb gehalten, deswegen mit Stekbriefen verfolgt, und endlich gefangen genommen wurde.

Als der Forstmeister zwei Jahre vorher das Pferd von dem Unbekannten kaufte, vom ofnen Schreibtische wegeilte, um aus dem andern Zimmer das erforderliche Silbergeld zu holen, trat der Unbekannte zum Schreibtische, und stahl, ohne daß es die spielenden Kinder bemerkten, aus einem ofnen Schubládchen desselben einen Beutel, durch welchen blankes Gold schimmerte. Er wählte absichtlich nicht den Beutel, aus welchem ihn anfangs der Forstmeister bezahlen wollte, weil er entdekt zu werden fürchtete, sondern er nahm ihn aus einem andern Schublädchen, und schob dieses zu Vermeidung aller Entdekkung be-

hende

hende zu. In diesem Beutel, mit welchem er ohne Verdacht und glüklich entkam, befanden sich hundert neue kaiserliche Dukaten, alle von einem Jahre und Schlage, welche sich der Forstmeister aus blosser Liebhaberei nach und nach eingewechselt, und besonders verwahrt hatte. Der Unbekannte bemerkte das Besondre dieser Sammlung nicht, und schenkte von diesen entwendeten Dukaten zwölf Stük dem Wilhelm, als er mit ihm im Walde sprach. Der Forstmeister vermißte diese Dukaten erst sechs Monate nachher, weil sie in einem besondern Schubladen lagen, und von ihm zu einem Wochenbette-Geschenke für seine Frau bestimmt waren. Er hatte einigemal den Schlüssel zum Schreibtische einem alten treuen Diener anvertraut, und erinnerte sich auch, daß er den Schlüssel einst abzuziehen vergaß, wie eine eben so alte, und als treu bekannte Magd das Zimmer aufräumte. Da eines von beiden, seiner Meinung nach, der Dieb sein mußte, und keines doch nicht das geringste gestehen wollte, so entließ er beide ihres Dienstes, um nicht aufs neue und stärker bestohlen zu werden. Der Forstmeister war sehr reich, um die sonst so treuen Dienstboten an fernern Fortkommen nicht zu hindern, sprach er nur mit wenigen von diesem Diebstahle, und hatte ihn schon ganz vergessen, als Wilhelms Lehrmeister bei ihm erschien, Wilhelms wahrscheinliche Flucht anzeigte, die ganze Geschichte erzählte, und die ihm abgenommenen zehn Dukaten vorlegte.

Der Forstmeister erkannte sie sogleich als diejenigen, welche ihm waren gestohlen worden. Ihm lag äusserst viel daran, zu erfahren: Ob der undankbare Wilhelm würklich, wenn er dann und wann seine Kinder besuchte, den Diebstahl verübt, oder nur Kenntniß davon gehabt habe, und durch andere dazu verleitet worden sei? Deswegen traf er die schleunige Anstalt, ihn mit Stekbriefen im ganzen Land zu verfolgen, und erreichte dadurch auch würklich den Entzwek, daß er endlich angehalten, und gefangen gesezt wurde. Da aber Wilhelm im Verhöre alles läugnete, so schrieb der Magistrat an das Forstamt, und stellte es diesem frei: Ob es den wahrscheinlichen, aber doch alles läugnenden Thäter auf eigne Gefahr und Unkosten abholen, oder zur nöthig scheinenden Konfrontazion und Ueberzeugung zwei den Flüchtling genau kennende Zeugen nach dem Verhaftsort absenden wolle?

Indes die Post diese Anfrage an das Forstamt, und die Antwort desselben hin und her trug, verleitete der schlaue Unbekannte den armen Wilhelm zu einem der grössten Wagstükke. Dir ist, sprach er zu ihm, nicht zu helfen, du wirst als ein Dieb erklärt, und als dieser auf ewig zum Zuchthause verurtheilt. Willst du izt auch alles aufrichtig bekennen, so wird mans doch für neue Lüge achten, und solltest du dich am Ende etwan gar auf mein Zeugnis berufen, so muß ich dirs offenherzig gestehen, daß ich zu meinem Besten

alles läugnen werde. Dann bist du erst ganz verlohren, kannst, wenn du nichts anders gestehen willst, noch obendrein auf die Folter gespannt werden. Dich und mich rettet also nichts, als eine geschikte und schleunige Flucht, die wir glüklich ausführen können, wenn du mir beistehen willst. Wilhelm wankte anfangs zwischen Wollen und Nichtwollen, wie aber der Unbekannte seine Angst treflich mehrte, und nebenbei versprach, ihn nicht allein glüklich über die Gränze zu führen, sondern auch mit Geld und nöthigen Pässen zu unterstüzzen, so versprach er alles beizutragen, was in seinen Kräften stehe. Schon in der folgenden Nacht ward daher Anstalt zur Flucht gemacht, und solche auch glüklich ausgeführt. Wilhelm mußte, so bald am Abende der Gefangenwärter das Gefängnis zum leztenmale untersucht hatte, den Fuß eines hölzernen Stuhles losbrechen, und diesen dem Unbekannten reichen. Seine Hände waren fest mit den sogenannten Handschellen zusammengeschlossen, da diese aber nicht vollkommen paßten, und er, weil er schon ein halbes Jahr gefangen saß, wahrscheinlich magerer geworden war, so kostete es ihm wenig Mühe, eine der Hände durch die Schellen heraus zu ziehen, dadurch beide frei zu machen, und sich der ganzen Handkette zu entledigen. Nun ergrif er den Stuhlfuß, wikkelte mit diesem die Kette, welche an seinem Leibringe und an der Wand befestigt war, vielfach zusammen, stemmte das Stük Holz gegen die Mauer, wogte

damit hin und her, und sprengte auf diese Art bald eines der Kettenglieder. Er konnte nun frei im Gemache umhergehen, und gab sich viele Mühe, auf gleiche Art, die zwischen den Füssen befindliche Kette zu sprengen, da aber dies sowohl Wilhelmen, der eine ähnliche Kette trug, als auch dem Unbekannten unausstehliche Schmerzen verursachte, und doch nicht glükte, so wikkelten beide, um die Fußschellen zu verbergen, und das Klirren der Zwischenkette zu verhindern, ein Schnupftuch um diese, und schritten zur weitern Arbeit. Mit eben dem Stuhlfusse stieß der Unbekannte den Ofen ein, brach sehr leicht das darinne befindliche eiserne Gitter von einander, weil solches schon vom Feuer sehr stark ausgebraunt war, und sprengte mit weit grösserer Mühe, aber doch glüklich das Schloß der eisernen Ofenthüre, mit welchem solche von aussen verwahrt war. Die Oefnung war zum Durchkriechen viel zu klein, aber mit Hülfe der losgebrochnen eisernen Ofenstangen machten sie solche bald grösser, lößten die Ziegel los, und krochen hinaus. Izt befanden sie sich in einem langen Gange, der am Ende nur mit einer schwachen Thüre verwahrt war, die sich leicht aus den Angeln heben ließ. Schon Freiheit athmend stiegen sie nun in den Schloßhof hinab, fanden aber das grosse Thor verschlossen. Da solches nach der Stadt ging, und nahe dabei der Thorwächter wohnte, dessen Hund schon zu bellen begann, so wagten sie keine Gewalt, und

krochen nun in den öden Gemächern umher, um einen Ausgang zu suchen. Ueberall fanden sie solchen durch die ofnen Fenster, aber überall schauderten sie auch zurük, weil das Schloß auf einem hohen Felsen lag, der jäh hinab sich senkte, und keinen Sprung erlaubte. Mit vieler Mühe kamen sie endlich in den Schloßzwinger, und da sie eine dikke Stange in diesem fanden, mit Hülfe derselben auf und über die Mauer. Wie sie durch eine kleine Seitengasse der unbefestigten Stadt schlichen, rufte der Nachtwächter eben die zweite Stunde nach Mitternacht aus, sie verstekten sich hinter einen Holzstoß, und er ging ohne Verdacht bei ihnen vorüber. Der Unbekannte, welcher die ganze Gegend genau kannte, ward nun Wilhelms Anführer, sie kamen glüklich aus der Stadt, und erreichten bald einen Wald, in welchem sie so schnell, als es ihre Fußeisen erlaubten, fortwanderten. Wie der Tag begann, legten sie sich in einem Dikkichte nieder. Wilhelm war äusserst ermattet, und schlief sogleich ein; wie er erwachte, hatte sich der Unbekannte schon seiner Fußeisen entledigt, und versuchte ein gleiches an Wilhelm. Der Versuch gelang, das starke Schloß sprang endlich, und er freute sich herzlich darüber. Der Unbekannte trug noch immer den eisernen Ring, an welchem überdies noch ein Stük Kette hing, um den Leib. Alle Versuche, sich dessen zu entledigen, waren vergebens, sie hatten zum Werkzeuge nur Steine, Wilhelm war nicht stark ge-

nug, mit diesen das Kettenglied, welches den Ring zusammenhielt, zu zerschlagen, und der Unbekannte konnte seine Stärke nicht dazu verwenden, weil es zu nahe an seinem Leibe war, und er durch jede nothwendige Bewegung sich selbst an der Arbeit hinderte. Er verbarg endlich den Ring samt der Kette unter einem Schnupftuche, welches er sich in Form einer Binde um den Leib band, und sie gingen weiter.

Um nicht unwahrscheinlich zu werden, mußte ich bis izt äusserst umständlich erzählen, und jeder Kleinigkeit bei der Flucht gedenken, ich werde noch länger so fortfahren, weil jeder kleine Umstand auf der fernern Flucht für Wilhelm merkwürdig war, und in der Folge würklich seine Thaten leitete.

Noch eine Stunde lang wandelten sie im Walde fort; und kamen endlich ins Freie. Ein einzelner Meierhof lag unfern davon im Thale. Der Unbekannte welcher bereits Wilhelmen vertraut hatte, daß er Wachtel Jokel (Jakob Wachtel) heisse, ging gerade darauf zu, und lächelte, wie Wilhelm deswegen ängstliche Besorgniß äusserte. Sorge dich nicht, sprach er, hier wohnen Bekannte und Freunde, welche uns nicht verrathen, willig Kost und Quartier geben werden. Wilhelm fand das Versprechen gegründet, denn, wie sie in die Stube traten, reichte der Hauswirth dem Jokel sogleich die Hand zum Willkomm,

beide sprachen heimlich, und der erstere führte sie sogleich nach dem Heuboden, wo sie seiner Versicherung nach ungestöhrt ruhen konnten, Wilhelm warf sich sogleich aufs Heu, konnte aber nicht schlafen. Jokel sezte sich unfern von ihm nieder, sprach nochmals mit dem Wirthe heimlich, und dieser ging fort, kam aber bald mit einigen Werkzeugen zurük, mit deren Hülfe er den Jokel bald von dem lästigen Ringe befreite. Jokel hatte die im Walde losgemachten Fußeisen bisher in der Roktasche bei sich getragen, er zog sie izt heraus, wikkelte diese, und den durchgefeilten Ring in das Schnupftuch, und übergab sie dem Wirthe, damit er sie am nächsten Sonntage nach Marietaferle (wo man ein wunderthätiges Mutter-Gottesbild verehrte) tragen, und dort diesem Bilde zum Danke für seine glükliche Rettung hinter dem Altare opfern sollte. So iung und unerfahren Wilhelm auch noch war, so fiel ihm diese besondre Handlung doch auf, er sprach mit Jokel darüber, und suchte zu behaupten, daß dieses Opfer der Mutter Gottes wohl nicht angenehm sein könne, auch bezweifelte er eben so stark ihre Beihülfe zur glüklichen Flucht. Aber Jokel bewieß das Gegentheil aus vielfältiger Erfahrung, und behauptete dreust, daß die Mutter Gottes auch Diebe und Mörder beschüzze, wenn man nur iedes Bild und Statue, welches sie vorstelle, mit einem kurzen Gebetlein begrüsse, und in ieder Noth seine Zuflucht zu ihr nehme. Jokel

versicherte, daß er nun schon zum viertenmale mit ihrer Hülfe aus dem Kerker entsprungen sei, ihr allemal die gelößten Eisen geopfert habe, und ferner opfern werde.

Fern sei's von mir, daß ich durch diese Erzählung der katholischen Religion zu nahe treten, irgend einen ihrer ehrwürdigen Gebräuche lächerlich oder verdächtig machen will, ich will blos dadurch beweisen, und hoffe mit diesem Beweise Nuzzen zu stiften, daß der blinde Aberglaube sehr oft der Dekmantel des Lasters wird, und dem Bösewichte immer eine gebahnte Strasse zeigt, auf welcher er der zeitlichen nnd ewigen Strafe zu entgehen hoft.

Wie sie einige Stunden geruht hatten, brachte ihnen die Wirthin Speisen, welche sie mit größtem Appetite verzehrten. Der Wirth kam auch auf den Boden, und Jokel sprach laut und ohne Scheu mit ihm. Er fragte nach verschiednen Bekannten, der Wirth versicherte aber, daß ihn seit langer Zeit keiner derselben besucht hätte, und alle über die Gränze geflohen wären, weil sie Entdekkung befürchteten. Auch wir, fügte er hinzu, haben wakker gezagt, und fürchteten immer verrathen zu werden. Darüber, antwortete Jokel, seid ruhig, alle, die mit mir so unversehens überfallen wurden, sind wakkere Kerls, können sie nicht gleich mir entfliehen, so sterben sie lieber auf der Folter, ehe sie eine Silbe verrathen.

Wer würde es denn künftig mit uns halten, wenn wir gleich Schulbuben plaudern wollten? Glaubts nur sicher, lieber Gevatter, ihr habts mit ehrlichen Leuten zu thun, die's Handwerk verstehen, und's nur zu Gut wissen, daß das Gericht nie die That, sondern nur das Geständnis der That bestrafen kann.

In diesem Tone sprachen sie noch lange, bis es endlich zu dämmern begann. Bringt her, was ihr noch habt, sprach nun Jokel zum Wirthe, und dieser erschien bald nachher mit einem Beutel Geld, einer Uhr und einigen Kleidungsstükken. Das Geld theilten sie miteinander, die silberne Sakuhr schenkte Jokel dem Wilhelm, welchem dieses Gelchenk, da eine Uhr lange schon sein geheimer Wunsch war, sehr grosse Freude machte. Aus den Kleidungsstükken wählte sich Jokel einen vollständigen Anzug, und gab auch Wilhelmen eine rothe Weste und einen grauen Ueberrok. So ausgerüstet wanderten sie weiter, und die ganze Nacht fort, sie berührten auf ihrer Reise nie ein Dorf, gingen über Feld und Wiesen, meistens aber durch Wälder. Schon stand die Sonne am Himmel, als sie das Ende eines grossen Waldes, und nahe an diesen die Hütte eines Abdekkers (Wasenmeisters) erreichten. Hier kehrten sie aufs neue ein, und Wilhelm gewahrte sogleich, daß Jokel in dieser noch besser als im Meierhofe bekannt sei. Alle Bewohner derselben grüßten ihn freundlich, und freuten sich herzlich, ihn nach

so langer Zeit gesund und wohl wieder zu sehen. Die Erzählung seiner Flucht vergrösserte die Freude um ein grosses. Nun, sprach einer der Söhne des Abdekkers, werden wir bald wieder Arbeit und Verdienst bekommen. Es ist die höchste Zeit, denn wir haben ohne Anführer nichts wagen wollen.

Jokel. Habt wohl daran gethan, denn sie passen streng auf, aber über der Gränze läßt sich's izt schon handiren. Wir müssen dort thätig sein, und hier ruhig sizzen, so kommen sie uns nie auf die Spur.

Der Sohn. Recht so, das war auch meine Meinung, aber die Memmen wollten nicht gehorchen. Wir müssen, sagten sie, erst den Ausgang abwarten, wird Jokel zum Verräther, so müssen wir fliehen, und wohin dann, wenn wir uns über der Gränze schon verdächtig gemacht haben.

Jokel. O die Schurken! So glaubten sie würklich, daß Jokel gestehen könne? Dafür seid ihr in iedem Falle sicher, stehen könnt ihr alle unter dem Galgen, an welchen sie mich hängen, mit den Augen würde ich dann Abschied von euch nehmen, aber mir lieber die Zunge abbeissen, als euch verrathen.

Der Abdekker. Denkt Kristoph und Karl auch so? Die sizzen wohl noch immer?

Jokel. Wenn sie kein Loch finden, werden sie freilich noch lange sizzen, aber bekennen werden sie nicht. Und wenn sie bekennen, so kümmert's euch nichts. Sie haben nie mit euch gehandelt.

Der Abdekker. Das war auch immer unser Trost.

Jokel. Wo ist Andres?

Der Abdekker. Er karrt.

Jokel. Teufel! Er karrt? Der Bube dauert mich, aus ihm hätte was rechtes werden können. Wie hat ers denn so garstig versehen?

Der Abdekker. Er wollte zu Holldorf des Krämers Laden erbrechen. Der Kerl merkts, wekt seine Söhne, sie schleichen herbei, und erwischen Andresen beim Felle.

Jokel. Das war dumm! Hat er euch verrathen?

Der Abdekker. Mit keiner Silbe. Er war listiger, als wir alle glaubten, gab sich für eines Wasenmeisters Sohn aus der Pfalz aus, schwur hoch und theuer, daß dies sein erster Diebstahl sei, das Gericht glaubte alles, und nun muß er fünf Jahre karren.

Jokel. Fünf Jahre? Das ist keine Ewigkeit! Kommt Zeit, kommt Rath! Wir wollen

ihn schon eher frei machen. Unterdessen sizt er in keiner üblen Schule. Es karren izt wakkere Kerls, und wenn er mit dem Schildpeter bekannt wird, so kanns ihm lebenslang nüzzen.

Der Sohn. Sobald ich ihn wieder besuche, will ichs ihm stekken.

Jokel. Ja, grüß ihn von meinetwegen, und legs ihm ans Herz. Peter muß ewig karren, er wird schwerlich entwischen, drum kann er izt nur durch Unterricht nüzzen, aber diesen ertheilt er willig und gerne.

Lange dauerte dies Gespräch noch fort. Ich führte den kleinsten Theil desselben blos deswegen an, um meine Leser mit der Denkungsart dieser Gesellschaft bekannt zu machen, und zugleich zu beweisen, wie wenig die Strafe des Gesezzes auf das Herz eines vollendeten Bösewichts würkt, da er sogar aus dieser Vortheil zu ziehen sucht. Endlich lenkte sich das Gespräch auf Wilhelmen, der staunend und schweigend in einer Ekke sas, freilich im Innern des Herzens wünschte, nie in diese Gesellschaft gerathen zu sein, izt aber doch froh war, unter dem Schirm derselben Sicherheit zu finden. Wer ist denn dieser? fragte der Sohn des Abdekkers endlich, indem er auf Wilhelm zeigte.

Jokel. Ein Neuling, aber ihr habt ihm Jokels Freiheit zu danken, und deswegen verdient

er eure Freundschaft. Er hat wakker gearbeitet, und wenn er so fortfährt, so könnt ihr noch alle Freude an ihm erleben. Die Söhne des Abdekkers ketteten sich nun an ihn, sprachen mit ihm, und liessen sich seinen ganzen Lebenslauf erzählen. Sie lachten herzlich, als sie hörten, daß er ohne Lehrbrief und Paß im Lande herumgestrichen war, und so über die Gränze zu kommen wähnte. So geht's freilich nicht, sprach der Aelteste, wenn man sicher fliehen will, muß man immer Pässe haben, und sich solche im Nothfolle zu verschaffen wissen. Wiederfährt dir einst ein ähnliches Unglük, so sei weiser, stiehl dem ersten besten Jägerpurschen Lehrbrief und Paß, nenne dich gleich diesem, und du kommst überall durch. Wilhelm faßte diese Lehre, und dankte für den Unterricht.

Jokel legte sich endlich schlafen, und Wilhelm folgte, weil er die ganze Nacht mit ihm gewandert war. Wie es schon dämmerte, trat der älteste Sohn des Abdekkers in die Kammer, und wekte beide. Sie sind da, sprach er zu Jokeln, und wollen mit dir sprechen. Jokel folgte mit Wilhelm nach der Stube, acht Fremde sassen dort am Tische, und unter diesen vier Juden, alle bewillkommten Jokeln mit vieler Freude. Anfangs war das Gespräch gleichgültig. Jokel fragte unter andern einen der Fremden: Was sein (nemlich Jokels) Weib mache?

Der Fremde. (lachend) Sie sieht immer noch den Hamsgörgl gerne.

Jokel. Die Blizkröte wird mich einmal toll machen, und dann Gnade ihr Gott! Doch das bei gelegner Zeit, izt müssen wir ernstlicher sprechen.

Nun begann ein Gespräch, von welchem Wilhelm nur einzelne, keinen Sinn verrathende Worte verstand. Sie sprachen deutlich und vernehmlich, aber, seiner Meinung nach, in einer wahren Spizbuben-Sprache. Endlich, als schon die Mitternacht nahte, ward Aufbruch beschlossen. Ein Jude zog unter dem Bette, das in der Stube stand, viele Pistolen, Messer und Dolche hervor, und theilte sie unter die Anwesenden aus. Wilhelm empfing auch ein grosses Messer. Er zitterte und bebte, wie ihm Jokel einige Vortheile zeigte, die er in iedem Falle üben müsse, wenn Noth am Mann käme. Von diesem Angenblikke an, faßte Wilhelm den Entschluß, zu entfliehen, und freute sich herzlich, als er hörte, daß die Gesellschaft sogleich aufbrechen, und über die Gränze gehen würde. Ihm schien die Flucht in der Nacht sehr leicht, er wollte im nächsten Walde zurükbleiben, auf einem Baum klettern, dort das Ende der Nacht erwarten, und dann allein weiter wandern; aber er betrog sich in seinem Vorsazze, denn wie sie die Hütte verliessen, hieng der Sohn des Abdekkers an seinen Arm, und blieb die ganze

Nacht hindurch sein treuster Gefährte. Wie sie die Gränze erreichten, wandelten sie einige Stunden auf der Heerstrasse, welche stets durch einen dikken Wald führte. Es ward nun Tag, und sie lagerten sich unfern derselben im Dikkichte. Einige hatten Brandwein und Brod mit sich, und theilten beides mit den Uebrigen. Trink mehr, sprach Jokel zu Wilhelm, als dieser nur nipte, du bedarfst Muth; wenns glüklich geht, so wirst du heute noch dein Probstük machen, denn sonst kann man dir nie recht trauen, und Mißtrauen unter Freunden taugt keinen Pfefferstiel. Zittre nicht, es geht leichter, als du wahrscheinlich glaubst. Aber Wilhelm zitterte doch, die Vorstellung, daß er wahrscheinlich bald Mörder werden solle, preßte sein Herz, gewaltig, er warf sich auf die Erde, indes die Uebrigen im Dikkichte von einer grossen Anhöhe herab nach der Strasse schauten. Es kommen vier Personen zu Fuß, rief bald hernach einer der vordersten Lauscher. Was sinds für Leute? fragte Jokel. Bauern! antwortete ein andrer.

Jokel. Laßt sie ungehindert ziehen. Der Fang ist nicht der Mühe werth, und macht nur Lärm umsonst.

Ein Jude. Soll ich leben! Der Dikke ist Pachter Puzze, der Lange ist sein Schwager.

Ein andrer. Sie gehen gewiß nach M — dort ist heute Viehmarkt. Puzze hat vor einigen Tagen seine Mastochsen verkauft, wird andre holen wollen. Da wäre etwas zu haschen!

Jokel. Wollens versuchen! (zu Wilhelm) Mach dich fertig, du mußt beginnen, geselle dich zu ihnen, gehe hintennach, und stich schnell ein oder zwei übern Haufen.

Wilhelm. Um Gotteswillen! — —

Jokel. Sorge dich nicht. Wie einer fällt, so sind wir alle da, und enden schnell, aber du mußt beginnen, sonst lernst du's Handwerk nie.

Wilhelm. Ach! ich kann nicht! ich kann nicht!

Jokel. Mach keine Umstände, sonst bist du verlohren; wenn du nicht einen niederstößt, so stosse ich dich nieder, so wahr ich hier vor dir stehe. Wirst mir's am Ende noch danken, aller Anfang ist schwer, aber ist dieser einmal gemacht, so geht's federleicht. Geh, oder du hast am längsten gelebt.

Wilhelm. (zitternd) Welchen unter ihnen soll ich denn umbringen?

Jokel. Denjenigen, welcher dir der stärkste scheint.

Ein

Ein Jude. Nimm den Langen, damit die andern über ihn stolpern.

Jokel. (stößt Wilhelmen fort) Geh, und mach's geschikt! (zieht sein Messer) Sieh, ich stehe schon zur Hülfe bereit.

Wilhelm ging, oder wankte vielmehr nach der Strasse, er hielt die Hand im Schubsakke, und in dieser das Messer. Die Bauern hatten die Anhöhe erstiegen, und kamen gegen ihn herab. Wilhelm wankte vorwärts, und die Bauern erreichten ihn bald. Wohin aus, Landsmann? fragte einer derselben.

Wilhelm. (stammlend) Nach M —

Ein Bauer. So gehen wir mit einander. Wir wollen auch dahin.

Ein anderer. Es geht aber ziemlich schlecht. Wo fehlts?

Wilhelm. (verwirrt) Ich hab's Reissen im Leibe.

Der Pachter. Wirst zu früh aufgestanden sein, und dich erkühlt haben. Komm, wenn dir warm wird, geht's wieder vorüber. Bei diesen Worten ergrif er Wilhelms Hand, und zog ihn, schnell gehend, mit sich fort. Wilhelm, der in diesem Augenblikke mögliche Rettung sah, folgte willig, und es ging rasch vorwärts. Wie sie einige

hundert Schritte gegangen waren, hörte er Geräusch im Gebüsche, und fuhr erschroken zusammen. Sorge dich nicht, sprach der Pachter, es war nur ein Wild, und da (vorwärts zeigend) kommen ia eine Menge Wagen. Wilhelm hörte izt selbst den Schall der Peitschen, und das Geschrei der Fuhrleute, ihm ward leichter, und er folgte nun fröhlicher. Es waren mehr als zwanzig Wagen, welche Eisen führten, die Bauern gingen mit ihm an diesen vorüber, und erreichten endlich glüklich das Ende des Waldes.

Im nächsten Dorfe trennte er sich unter dem Vorwande, daß er im Wirthshause Brandwein trinken wolle, und sank hinter einem Zaune auf seine Knie nieder, um Gott zu danken, weil er ihn von Mordschuld befreit, und auf so wunderbare Art aus einer so gefährlichen Gesellschaft erlößt habe. Die ganze Geschichte ist durch Akten erwiesen, und folglich sicher wahr. Warum aber die Räuber Wilhelmen zu so einem gefährlichen Wagstükke wählten, ihn, als einen Knaben, zum Kampfe gegen vier starke Bauern bestimmten? Darüber finde ich nirgends Erklärung. Wahrscheinlich wollten sie seiner los sein, und ihn absichtlich opfern, vielleicht auch würklich nur seinen Muth versuchen, und ihm zu rechter Zeit zu Hülfe eilen. Doch dies sind nur meine Muthmassungen, die ich mit keinem hinlänglichen Grunde unterstüzzen kann. Deutlicher zeigt sich die Ursache: Warum sie ihm, da er doch ihr Verräther werden

konnte, ungehindert mit den Bauern entfliehen liessen? Die unvermuthete Ankunft der Wagen, die Menge der Menschen, welche diese begleiteten, hinderten sie höchst wahrscheinlich zu folgen, und das Dikkicht zu verlassen. Genug, Wilhelm ward aus ihren Händen gerettet, und war sich nun selbst überlassen. Die gutherzigen Bauern hatten nicht nach der Absicht seiner Geschäfte und Reise gefragt, sie nahmen ihn für den Sohn eines Krämers, welcher seinem Vater auf den Markt nachfolgte, und Wilhelm gönnte ihnen gerne diesen Glauben. Ein altes Weib, welche ihn kurz nachher begegnete, erzählte ihm, daß das Dorf drei Stunden weit von der Gränze entfernt wäre, und die Nachricht war seinem Herzen Trost, weil er sich nun ganz sicher dünkte. Da er auch durch sie erfuhr, daß das Städtchen M —, wohin seine Retter gingen, noch zwei Stunden tiefer im Lande läge, so beschloß er auch dahin zu wandern, und dort die Uhr zu verkaufen, welche ihm Jokel geschenkt hatte. Die Uhr war seine größte Freude, er trennte sich höchst ungern von ihr, aber er hatte kein Geld, ihn hungerte, und Hunger thut weh. Ein Jude kaufte sie, als er zu M — anlangte, für zwölf Gulden. Er aß und trank in einem Wirthshause, welches nahe am Markte lag, und wollte auch die Nacht hindurch dort bleiben, aber ein Zufall vernichtete seinen Vorsaz. Wie er in der Dämmerung nach dem Hofe des Hauses ging, langte eben ein Jude zu Pferde dort

an. Die Stimme, mit welcher er den Hausknecht herbei rufte, schien ihm bekannt, er kroch hinter ein Faß, und sah bald deutlich, daß es einer der Juden sei, mit welchen er vorige Nacht auf Raub auszog. Angst und Schrekken ergrif ihn aufs neue, er floh fort, und wanderte die ganze Nacht hindurch mit schnellen Schritten weiter. Früh warf er sich ermattet in einem Gebüsche nieder, und schlief sanft bis an den Abend. Hundegebelle wekte ihn, zwei Jagdhunde hatten sein Lager gewittert, und drangen bellend auf ihn ein. Bald hernach erschien ein Jägerpursche, und fragte: Was er hier beginne? Wilhelm, der schon sehr geschikt zu lügen wußte, erzählte dem Jäger, daß er an der Gränze als Jägersiunge in Diensten gestanden, von seinem Lehrmeister aber auf der Stelle fortgeiagt worden sei, weil er's gewußt, und's nicht verrathen habe, daß die mit ihm dienenden Jägerpursche dann und wann ein Stük Wild erlegt, und es über die Gränze verkauft hätten. Armer Teufel, sprach der Pursche, dann ist dir freilich höchst Unrecht geschehen. Wie sollen wir uns denn ordentlich kleiden, und bei unserm schmalen Solde redlich nähren, wenn wir nicht dann und wann unsre Zuflucht zu solchen Hülfsmitteln nehmen? Komm mit mir, es naht ein starker Regen, ich will dir diese Nacht ein besseres Lager geben. Wilhelm folgte willig, und sein neuer Freund führte ihn durch eine Hinterthüre nach der Kammer eines Jägerhauses, in

welchem sie eine kleine Stunde nachher anlangten. Halte dich hier ruhig, sprach der Pursche zu ihm, ich will dir schon etwas zu Essen bringen, denn mein Herr darfs nicht wissen, daß ich dir Herberge gebe, sonst macht er ein Teufelslärm. Wilhelm warf sich auf des Jägers Bette, und schlief schon sanft, als dieser mit Brod und Bier erschien, und seinen Gast bewirthete. Er theilte am Ende sein Bette mit ihm, und beide ruhten bis an den Morgen. Früh regnete es sehr stark. Ich muß ins Holz, sprach der Pursche, willst du aber noch heute hier bleiben, und bis an den Abend fasten, so kannst du's ohne Bedenken thun, denn es kommt niemand nach der Kammer, und zur Fürsorge will ich den Schlüssel abziehen. Wilhelm dankte und blieb. Anfangs schlief er aufs neue, wie er aber nicht mehr schlafen konnte, schlich er in der Kammer umher. Ein kleiner Koffer, an welchem der Schüssel stak, stand in der Ekke desselben. Er nahte sich ihm mehr als einmal, und öfnete ihn endlich. Ausser etwas Wäsche lag nichts, als ein Futteral darinne, er öfnete auch dieses, und fand den Lehrbrief des Purschen, und zwei Atteste, in welchen die Jäger bezeugten, daß er ein Jahrlang redlich und ehrlich als Adiunkt bei ihnen gedient habe. Aus dem erstern ersah er, daß der Pursche sein Landsmann sei, und nur zwei Stunden von seinem Geburtsorte auf einem ihm wohlbekannten Jägerhause gelernt habe. Er legte die Atteste wieder in den

Koffer, und ging nachdenkend auf und nieder. Der Rath des Abdekkers fiel ihm ein. Solch eine Gelegenheit finde ich nie wieder, dachte er, ỏfnete den Koffer aufs neue, und stekte das Futteral zu sich, bald hernach ỏfnete er auch dieses, nahm die Schriften heraus, verstekte das Futteral im Strohe des Bettes, zog den Schlüssel des Koffers ab, und warf ihn zum Fenster hinaus, welches nach einem Garten ging. Was nüzzen dir die Atteste, dachte er weiter, wenn du kein Jägerkleid hast. Ein altes Jagdrökchen sammt Weste hing an der Wand, und neben diesen eine Flinte, er vertauschte beides mit seiner bessern Kleidung, ergrif die Flinte, und schlich die Treppe hinab, aber so oft er durch den kleinen Hinterhof gehen wollte, erblikte er in diesem einen Mann, welcher Holz spaltete, und wagte es nicht, bei ihm vorüber zu gehen. Als der Abend nahte, und er seinen gastfreien Freund wieder zurük erwartete, kleidete er sich wieder aus, und verwahrte die Schriften auf seiner Brust. Bald hernach kam sein Freund würklich, brachte ihm diesmal nebst Brod und Bier, auch ein Stük Braten. Wo wirst du morgen hin wandern? fragte endlich der mitleidige Pursche. Das weiß ich nicht, antwortete Wilhelm. Das schlimmste ist, daß ich nicht einmal einem Jäger ähnlich sehe.

Der Pursche. Hab's auch schon gedacht. Wie Teufel bist du zu dem Rokke gekommen?

Wilhelm. Mein Prinzipal zog mir, als er mich fortiagte, den Jägerrok aus, aber die Pursche, welche mit mir fortwandern mußten, kauften mir im nächsten Dorfe diesen Rok, und schenkten mir auch einen Zehrpfennig. (nach einer Pause) Du könntest wohl mit mir tauschen. Mein Rok ist mehr werth, als das Jägerröckchen, welches da an der Wand hängt. Die Flinte kaufte ich dir dann auch ab, und könnte auf diese Art doch immer auf einem Jägerhause einsprechen, vielleicht gar irgendwo einen Dienst finden.

Der Pursche. Ohne Lehrbrief wirds schwer halten, aber wenn du nur einen Zehrpfennig forderst, so fragt man selten nach diesem, und du kannst dir doch weiter helfen. Ich bin den Tausch zufrieden, und wenn du mir die Flinte mit einem Dukaten bezahlst, so überlasse ich sie dir auch, und schenke dir noch eine alte Jägertasche dazu. Wilhelm ging den Handel ein, und wanderte, als der Tag graute, in der Gesellschaft des Purschen weiter. Dieser zeigte Wilhelmen dieStrasse, welche nach Nürnberg führt, wohin er gehen zu wollen vorgab, wie er aber von seinem betrognen Freunde Abschied genommen hatte, so fragte er im nächsten Dorfe nach der Strasse, welche nach Regensburg führt, und wandelte auf dieser fort, um den Betrognen, wenn er den Verlust entdekke, irre zu führen. So lang das Geld dauerte, welches er für die Uhr erhalten hatte,

kehrte er nur in Wirthshäusern, nie in einem Jägerhause ein, ging in der Folge nicht nach Regensburg, durchwanderte das Passauer Gebiete, und erreichte endlich Salzburgs Gränze. Dort traf er, als er irre ging, in einer wüsten, öden Gegend ein Jägerhaus, sprach da ein, und ward wohl empfangen. Der alte Jäger bedurfte eben eines Adiunkts, er zeigte seine Atteste auf, und ward ohne Anstand aufgenommen. Er diente seinem Herrn vier Jahre lang redlich, ward gleich dem Kinde im Hause gehalten, und so wie dieses geschäzt. Der Jäger hatte keine Kinder, eine alte Magd war seine Haushälterin. Oft verfloß ein halbes Jahr, ehe sich ein Mensch dem Jägerhause nahte, welches eine gute Stunde vom nächsten Dorfe entfernt lag. Die Einöde behagte Wilhelmen treflich, er scheute die Menschen, und ging höchst ungerne nach einem Schlosse, welches drei Stunden weit entfernt war, und wohin er wenigstens iede Woche einmal das geschossne Wildpret tragen, oder die nöthigen Verhaltungsbefehle für den Jäger von dem dort wohnenden Amtmann abholen mußte. Erst im dritten Jahre ward er mit eines Krämers Tochter im nächsten Dorfe bekannt, und ging nun öfters hin, weil er das Madchen lieb gewann, und endlich heftig liebte. Ihr Vater zog meistens in fremden Ländern der Krämerei nach, und überließ in dieser Zeit die Regierung seines kleinen Hauswesens einer alten Muhme, welche seit seiner Frauen Tod bei ihm

wohnte. Sie war äusserst wunderlich, und brummte unaufhörlich, wenn Wilhelm oft in ihren kleinen Laden trat, nach allerhand fragte, sich allerhand weisen ließ, und endlich doch nichts kaufte. Mehr als einmal sperrte sie ihm daher die Thüre vor der Nase zu, wie ihm aber sein Mädchen, das bald seine Liebe verstand und erwiederte, einst auf einem einsamen Spaziergange erzählte, daß ihre alte Base äusserst gerne Wein trinke, aber aus Geiz keinen kaufe, so erschien er schon am andern Tage mit einer Flasche Wein vor der Thüre, und ward von ihr freundlich empfangen. Er kaufte nun iede Woche einige Flaschen Wein, und konnte mit dieser in der Hand seine geliebte Marie ungehindert sehen und sprechen. So gering auch diese Ausgabe war, so überstieg sie doch seine Einkünfte, und leerte in Jahresfrist seinen Beutel, welcher bisher die grössere Hälfte seines dreiiährigen Lohns aufbewahrte. Zu Ende des vierten Jahrs mußte er schon beim Weinverkäufer Schulden machen, und wie dieser nicht mehr borgen wollte, zu andern Hülfsmitteln seine Zuflucht nehmen. Schon oft hatten ihn, wenn er auf der Strasse heimwanderte, Fremde gefragt: Ob bei ihm kein Wildpret zu verkaufen sei? Wenn er sie dann nach dem Schlosse verwieß, so lächelten sie immer, und versicherten, daß sie nicht so theuer zu kaufen gewohnt wären. Eben, wie ihn die weinbegierige Alte durch drei lange Tage verhindert hatte, seine Geliebte zu sprechen, begegnete

ihm wieder ein solcher Mann, fragte aufs neue, und Wilhelm, der wohl merkte, wohin seine Frage ziele, war izt zur Antwort geneigter. Ehe eine Virtelstunde verging, erfolgte von beiden Seiten ofne Erklärung. Der Fremde versprach jeden Hirschen mit sechs Gulden zu bezahlen, wenn Wilhelm ihn nicht allzufern von der Gränze schiessen, und den Ort anzeigen würde, wo man ihn ungestört abholen könnte. Wilhelm gelobte einen Versuch zu wagen, schoß am andern Tage zwei Hirsche, zeigte sie dem Manne, welcher im Wirthshause seiner harrte, richtig an, und empfing zwölf Gulden. Nun gewährte der Weinschenke neuen Kredit, und Wilhelm konnte Marien wieder sehen und sprechen. Der folgende Tag war eben ein Sonntag, und an diesem Kirmeß in einem Dorfe, welches vom Jägerhause drei Stunden weit entfernt lag. Da die Bewohner desselben ihr Holz aus dem Revier des Jägers erhielten, so kamen sie ihm zu laden, weil er aber eben krank war, so versprach er wenigstens seinen Adjunkten zu schikken. Wilhelm nahm die Einladung an, und erzählte sie am Morgen seinem Mädchen. Sie wünschte herzlich theil an der Freude zu nehmen, aber die alte Base verweigerte die Erlaubniß hartnäkkig, Marie winkte, Wilhelm eilte fort, und brachte bald drei grosse Flaschen Wein, welche die Erlaubnis sogleich bewürkten. Marie tanzte nur mit ihrem Wilhelm, und erschrak sehr, als sie von andern hörte, daß die Mitternacht-

stunde schon nahe. Sie hatte ihrer alten Base aufs heiligste versprochen, schon um zehn Uhr daheim zu sein, und ermahnte nun Wilhelmen zum schnellen Aufbruche. Sie eilte an seiner Hand fort, und fühlte schon unterwegs die Schläge, welche ihrer harrten. Wilhelm hatte auf dem Heimwege so manchen Kuß erwartet, aber er empfing keinen einzigen, weil Marie nur eilte und zagte. Wie sie das Haus erreichten, fanden sie die Thüre offen, aber kein Licht im ganzen Hause. Marie schlich zitternd die Treppe hinauf und nach ihrer Kammer, Wilhelm wollte eben scheiden, und die Hausthüre hinter sich schlüssen, als er einen Fall und Mariens schreiende Stimme hörte. Er kehrte zurük, und Marie stürzte immer noch schreiend die Treppe herab, und in seine Arme. Nach langen Fragen versicherte sie endlich, daß nahe an der Treppe auf dem Hausboden ein schlafender Mann liege, über welchen sie gestürzt sei. Wilhelm schlug nun Licht an, stieg mit seinem entblößten Hirschfänger die Treppe hinauf, und sah bald die alte Base vor sich liegen. Anfangs achtete er sie für tod, wie er sie aber deutlich schnarchen hörte, so begann er sie zu wekken, aber seine Mühe war fruchtlos, er ward bald überzeugt, daß sie äusserst betrunken sei, und rufte Marien herbei, um sie mit ihrer Hülfe nach dem Bette zu tragen. Auch diese Bewegung ermunterte sie nicht, sie schnarchte bald aufs neue, und gönnte Marien volle Hofnung, morgen ohne

Verweiß und Schläge durch zu kommen. Ihre Freude darüber war groß, sie küßte ihren Wilhelm auf dem Hausboden feurig, er folgte ihr endlich nach der Kammer, und blieb bis der Tag graute. Als er schied, weinte Marie heftig, denn sie fühlte den Verlust ihrer Unschuld, und ahnete Folgen, Wilhelm schwieg, weil er nicht widersprechen, aber auch selbst nicht begreifen konnte, wie sie so ganz ohne Vorsaz und Willen gefallen waren. Als wenn Zeit und Gelegenheit, Nacht und Finsterniß nicht die ärgsten Kuppler wären, deren List kein liebendes Geschöpf zu widerstehen vermag! Doch dies weis nur der Wollüstling, nicht die Unschuld, deswegen fällt sie aber auch oft, wenn sie fest zu stehen wähnt.

Wilhelm kam am andern Tage schon wieder mit einer Flasche Wein zum Besuche. Er ward freundlich empfangen, und erfuhr von Marien, daß ihre Base nicht gezankt, und es willig geglaubt habe, daß sie schon um zehn Uhr rükgekehrt sei. Marie war anfangs sehr traurig, ward aber bald fröhlicher, und zeigte schon beim ersten Abschiede ihrem Wilhelm ein Fenster, durch welches er ins Haus, und nach ihrer Kammer gelangen konnte, und bestätigte dadurch die äusserst wichtige Wahrheit, daß die Schuzgöttin der Unschuld, die edle Schaamhaftigkeit, das einmal gefallne Mädchen auf immer verläßt, und den sinnlichen Begierden zum Raube überliefert. Wilhelm benuzte Mariens Wink in der Folge oft, und ward

allemal mit inniger Liebe empfangen. Lange genossen beide die süsse Frucht verbotner Liebe, aber doch nicht zu lange, denn Marie fühlte endlich die schreklichen Folgen derselben nur allzudeutlich. Reue, zu späte Reue folgte nun der That, und quälte das Herz des unglüklichen Mädchens unaufhörlich. Auch war ihr Zustand peinigend, ihre Lage schreklich, nirgends erblikte sie Trost und Hülfe, denn ihr Vater war ein harter, rauher Mann, und ihre Base eine alte Jungfrau, welche mit Unglüklichen ihrer Art nie Mitleid fühlte, und oft zu behaupten suchte, daß es am Besten sei, wenn man solch einem unglüklichen Geschöpfe einen Mühlstein an den Hals hänge, und es im Meere ersäufe, wo es am tiefsten sei. Wilhelm suchte freilich der Unglüklichen Tröster zu werden, aber alle Mittel, welche er zur Linderung des Jammers vorschlug, minderte ihre Leiden nicht. Er wollte sie heurathen, oder mit ihr in die weite Welt fliehen; beides schien Marien unmöglich, wenigstens nicht ausführbar, denn Marie kannte ihres Vaters Geiz, und wußte zu gut, daß er seinen künftigen Schwiegersohn keineswegs ernähren wolle, sondern vielmehr von ihm ruhige Tage in seinem Alter erwarte, und Flucht aus dem väterlichen Hause — was konnte sie nüzzen, da Wilhelm kaum sich selbst, nie aber Weib und Kind zu ernähren fähig war? Wilhelm versprach daher bei iedem Besuche auf neue Rettungsmittel zu denken, aber er fand keine, und die Zeit schwand

unaufhaltsam dahin. Marie suchte ihren Zustand indes vor aller Augen zu verbergen. Diese Bemühung gelang, niemand ahnete ihn, selbst die alte Base nicht, und doch war Marie schon im neunten Monden schwanger. Wilhelm verkaufte unter dieser Zeit noch manchen Hirsch an die Schleichhändler, und stillte mit dem Gelde der alten Base Trinksucht, die ihm aus dieser Ursache stets gewogen blieb. Wie er vierzehn Tage nachher eben wieder zwei Hirsche geschossen, sie verkauft hatte, und, weil es eben Sonntag war, durchs Fenster zu seiner Marie schlich, traf er sie iammernd und weinend. Die Zeit meiner Entbindung, sprach sie, naht mit aller Macht, ich bin nun keinen Tag mehr sicher, habe alles überlegt, und finde kein anderes Rettungsmittel als schleunige Flucht. Wilhelm war dazu bereit und willig, aber, wie Marie eben mit ihm fliehen wollte, empfand sie heftige Geburtsschmerzen, die alle Flucht unmöglich machten. Nach einer Stunde des heftigsten Leidens kam sie mit einem toden Kinde nieder. Wilhelm hatte Licht gemacht, er konnte das Kind genau betrachten, und fand es voll blauer Flekke, die schon offenbare Fäulniß bewiesen. So sagte er es gerichtlich aus, und beharrte auf dieser Aussage standhaft. Marie bat ihn flehentlich, das Kind sogleich zu begraben, und auf diese Art den Beweiß ihres Verbrechens zu vertilgen. Wie er es in seine Jägertasche stekken wollte, erwachte ihr mütterliches Gefühl, sie

forderte es zurük, und küßte es unaufhörlich, und klagte sich als die Ursach seines Todes an, weil sie sich die lezte Zeit ihrer Schwangerschaft äusserst stark geschnürt hatte. Nach langem Kampfe gab sie es endlich zurük, und Wilhelm eilte damit nach dem Walde. Marie versicherte ihn vorher, daß sie sich stark genug fühle, am Morgen schon wieder aufzustehen, und ihre gewöhnlichen Geschäfte zu verrichten. Er trug das tode Kind nach einer Felsenhöhle, welche sich im Hintergrunde in eine unergründliche Tiefe hinabsenkte, wo man stets Wasser rauschen hörte, in diese warf er es hinab, und eilte nach Hause, wie die Sonne aufgegangen war. Er traf den Jäger nicht zu Hause, und die alte Magd erzählte ihm, daß er in größter Eile mit dem frühsten Morgen nach dem Amte berufen worden sei. Da dies ungewöhnlich war, so machte dies Wilhelmen nachdenkend, er ergrif seine Flinte, und ging auf dem Wege fort, der zum Schlosse führte. Wie er es schon vor sich liegen sah, begegnete ihm ein Bauer, der ihn wohlmeinend warnte, nicht nach dem Schlosse zu gehen, weil der Pfleger äusserst aufgebracht sei, und seinen Herrn eben habe in Ketten legen lassen. Gott weiß, fügte er hinzu, was eigentlich vorgegangen ist, so viel ich aber habe verstehen können, siehts übel mit ihm aus. Der Scherge (Gerichtsdiener) hat einen Wilddieb mit einem Hirschen an der Gränze gefangen genommen, und dieser behauptet nun dreust, daß er

das Wild von euch oder eurem Herrn würklich erkauft habe. Wüßt ihr euch nun nicht ganz rein, so geht nicht hin, denn unsre Gesezze spasen nicht, und wenn ihr einen einzigen Hirsch verkauft habt, oder nur vom Verkaufe Wissenschaft hattet, so könnt ihr leicht zeitlebens auf dem Mönchsberge*) karren müssen. Der Bauer ging, und Wilhelm starrte ihm dankend nach, weil er ihn aus einer nahen Gefahr errettet hatte. Sein böses Gewissen trieb ihn schnell zurük, und, ehe die Sonne die höchste Höhe erreichte, war er schon über der Gränze. Izt erst errinnerte er sich seiner Atteste und des Lehrbriefes, welchen er im Jägerhause zurükgelassen hatte, so nöthig ihn beides auch zu seinem Fortkommen war, so wollte er sich doch deswegen nicht noch einmal über die Gränze wagen, und wanderten rasch weiter. Die quälende Frage: Wie es seiner Marie gehen, was sie izt wohl machen werde? hemmte oft seine Schritte, aber Angst und Furcht trieben ihn bald wieder vorwärts, und der Gedanke, daß seine Liebe zu ihr izt die einzige Ursache seines Unglüks sei, minderte sein Mitleid um ein Grosses. Sein Vorsaz war nach Oestreich zu fliehen, und dort Soldat zu werden, noch war dieser Vorsaz fest, als er bei-

*) Ehemals eine Vestung, welche die Stadt Salzburg beschüzte, izt die Wohnung der verurtheilten Verbrecher, welche in den Marmorbrüchen arbeiten müssen.

beinahe die Gränze dieses Landes erreicht hatte, aber ein Zufall vernichtete ihn. Er traf in einem einzelnen Wirthshause, wo er übernachtete, sechs Wilddiebe, welche bald mit ihm Bekanntschaft machten, und ihn noch am nemlichen Abende zu ihren künftigen Gesellschafter auf und annahmen. Er zog mit ihnen nach einem kleinen Dorfe, welches in einem engen Thale lag, nur zwölf Häuser zählte, und von lauter Leuten bewohnt ward, welche theils Wildschüzzen waren, theils das erlegte Wildpret über die Gränze verkauften. Alle bewillkommten ihn freundlich, und viele versicherten ihn, daß schon mehrere dienstlose Jäger bei ihnen Unterstüzung gefunden, und sich am Ende ein hübsches Kapitälchen gesammelt hätten. Wilhelm freute sich seines neuen Glüks, und hofte einst seine Marie nach diesem Dorfe zu führen, und mit ihr in diesem einsamen Thale froh und vergnügt zu leben. Sein neuer Hauswirth hatte sechs Kinder, von welchen das älteste zehn Jahr alt war, er führte Wilhelmen bei diesen als einen Vetter ein, und ward sogleich von allen als dieser gegrüßt. Um kein Aufsehen zu erregen, mußte er am Morgen schon seine ganze Jägerkleidung ablegen, und sich wie ein Bauer kleiden, in diesem Anzuge führte ihn sein Wirth nach dem Pfleggerichte, und bat den Pfleger, daß er seinem Vetter, welcher, um nicht Soldat zu werden, Oestreich verlassen habe, in Schuz nehmen und die Erlaubnis ertheilen möge, in seinem Hause zu

wohnen, und durch seiner Hände Arbeit sich ehrlich und redlich zu nähren. Der Pfleger bewilligte alles, und beide kehrten vergnügt heim, weil sie ihre Absicht erreicht hatten.

Eben nahte der Herbst, und das Wildpret ward von ihnen gleich rechtmässigen Jägern geiagt. Allgemein glaubte man, daß sich das ganze Dorf von mancherlei Holzarbeit, Kühnöhl und Rußbrennen ernähre, auch trieben immer einige zum Scheine diese Arbeit, und den Handel mit diesen Artikeln, aber sie thaten es blos aus der Absicht, um dadurch ihren Aufenthalt in Wäldern zu entschuldigen, und die Jäger irre zu führen. Sie erlegten kein Wild in der Nähe, sondern gingen immer Meilen weit darnach, und trugen es in der Nacht in Felsenhöhlen, wo sie es zerlegten, und dann mit ihrer Waare bedekt, zum Verkaufe über die Gränze führten. Auch ihr Gewehr lag in einer dieser Höhlen verborgen, und wenn sie auf Raub ausgingen, so färbten sie alle, um unkenntlich zu sein, ihr Angesicht. Sie flohen ieden Jäger, wurden sie aber von diesen verfolgt, und konnten nicht weiter fliehen, so wars eidlich unter ihnen verabredet, sich lieber bis auf den lezten Blutstropfen zu wehren, als gefangen zu geben. Auch Wilhelm mußte, ehe er zum erstenmale mit ihnen auszog, diesen Eid schwören. Ihre Jagd war das erstemal in iedem Betrachte glüklich, sie erlegten sechs Schweine und drei Hirsche, und brachten sie glüklich in ihre Höhle. Wilhelm ward

von ihnen hoch geehrt, weil er allein vier Stük erlegt hatte. In der folgenden Woche kamen ihnen die Jäger auf die Spur, überall wurden sie von ihnen verfolgt, mußten ihr erlegtes Wild liegen lassen, und einer ihrer besten Schüzzen ward sogar durch einen Schuß, den ein Jäger nach ihm that, im Fusse verwundet, konnte sich nur mit Mühe retten. Schon wollten sie die wildreiche Gegend verlassen, und in einer entferntern besseres Glük suchen, als Wilhelm eine List erfand, die ihnen den ganzen Herbst hindurch herrlich gelang, und Wildpret in Menge verschafte. Er höhlte nemlich Hollunderäste aus, füllte sie mit Pulver, verstopfte sie fest an beiden Oefnungen, und trug sie Stundenweit von der Gegend entfernt, wo sie iagen wollten. Er verbarg diese Stökke stets im tiefsten Dikkichte, und in verschiednen Gegenden, zu iedem legte er ein Stük brennende Lunte, welches er genau nach der Zeit abmaas, in welcher es das im hohlen Aste verborgne Pulver erreichen sollte. Wenn nun diese einer nach den andern Feuer fingen, und gleich einer Büchse knallten, so war es ganz natürlich, daß die lauernden Jäger nach der Gegend hineilten, aber bald wieder durch einen ähnlichen zweiten Schuß noch weiter irre geführt wurden. Dann hatte er nebst seinen Verbündeten freies Feld, konnte auf der andern Seite ungehindert iagen und schiessen, und genoß noch den Vortheil, daß die häufigern Schüsse in der entgegengesezten Ge-

gend das erschrekte Wild ihm geradezu schußrecht iagte. Die Bewohner des Dorfs erwählten ihn bald zu ihrem Anführer, und gönnten ihm willig den reichsten Theil der Beute, die sie in iedem Falle gewissenhaft unter sich vertheilten. Oft geschah auf die allgemeine Klage der Jäger ein Aufgebot an alle Bewohner des Pfleggerichts, um zu gleicher Zeit unter Anführung des Jägerkorps alle Wälder zu durchstreifen, und die schädlichen Wilddiebe zu fangen, oder wenigstens zu veriagen, da aber dies Aufgebot allemal auch in ihrem Dorfe kund gemacht wurde, so wars ganz natürlich, daß sie zu dieser Zeit nicht iagten, willig erschienen, und wakker über die Taugenichtse schimpften, die ihnen die höchst nöthige Zeit zur Arbeit so muthwillig und fruchtlos raubten. Im zweiten Jahre ward zwar Wilhelms Betrug durch ein Ungefähr von den Jägern entdekt, aber er nüzte ihnen in der Folge doch noch lange, weil die geäften Jäger nun nie mehr den ersten Schüssen nachgingen, und dadurch Wilhelmen und seinen Konsorten immer die Gelegenheit gönnten, einige Stükke zu erhaschen.

Einst sezte er mit noch sieben andern einem angeschoßnen Schweine nach. Da es ein besonders grosses Stük war, so wollten sie es nicht gerne missen, wagten sich zu weit in die Vorwälder, und machten nebenbei auch zu viel Lärm. Die lauernden Jäger drangen nun in einem engen Thale von allen Seiten auf sie ein, und suchten

ihnen den Rükzug abzuschneiden. Ergebt euch, schrien sie unaufhörlich, sonst schiessen wir euch ohne Barmherzigkeit nieder! Aber Wilhelm achtete diesen Ruf nicht, und suchte, da sie eben im Freien waren, mit seinen Gefährden den hohen Wald zu erreichen. Die Jäger drükten nun ihr Gewehr auf die Fliehenden ab, und zwei davon sanken hart verwundet an Wilhelms Seite nieder. Doch hemmte, dies der Fliehenden Vorsaz nicht, sie schleppten die Verwundeten neben sich her, und erreichten glüklich höhere Bäume, hinter deren dikkem Stamm sie sich sogleich gegen neue Kugeln zu schüzzen suchten. Die Jäger folgten rasch, aber die Wildschüzzen, welche izt sicher zielen konnten, faßten ihr Ziel fest, und strekten fünf Jäger tod nieder. Die Uebrigen wollten zwar nochmals auf sie eindringen, da aber Wilhelm auch im Fliehen das Gewehr eines Verwundeten ergriffen hatte, und mit diesem noch einen Jäger erschoß, so flohen alle, und gönnten den Siegern ungehinderten Rükzug. Sie trugen die Verwundeten auf grossen Umwegen weiter. Einer derselben starb eine Stunde nachher, und sie stürzten seinen Körper in eine tiefe Grube, mit dem andern langten sie glüklich im Dorfe an, und verbargen ihn in einer geheimen Kammer, wo er glüklich geheilt wurde, ob sie gleich, aus Furcht verrathen zu werden, keinen Wundarzt beruften, und ihn selbst nur mit Hausmitteln kurirten.

Wilhelm war nun Mörder geworden, denn er hatte zwei Jäger, welche ihre Pflicht erfüllen mußten, erschossen, aber er nahm dies für keinen Mord, achtete es nur für gerechte Nothwehre, und fühlte keine Reue über diese That. Sein Gewissen wekte ihn zwar oft im ruhigen Schlafe, aber merkwürdig und zur grössern Kenntniß des menschlichen Herzens führend sind die Gründe, mit welchen er allemal, seinem eignen Geständnisse nach, dies Gewissen zu beruhigen suchte. Ich hatte, sagte er, einst in einer Reisebeschreibung gelesen, daß bei einem Schifbruche ein Matrose, welcher nicht schwimmen konnte, und eben untersinken wollte, einen andern, der nach dem Ufer schwamm, am Fusse pakte, ihn mit in die Tiefe zog, und so sein Mörder wurde. So wenig nun, fuhr er weiter zu schlüssen fort, dieser Matrose, der nur nach Rettung haschte, ein Mörder war, eben so wenig bin auch ichs, weil ich mich auch nur retteen, nicht morden wollte. — — Ein deutlicher Beweiß, daß das Herz des Menschen ein gefährlicher Sophist sei, iede That, mit welcher es im Verhältnisse steht, zu beschönigen und zu entschuldigen sucht, oft dann nur die ruchloseste That für böse achtet, wenn die Absicht derselben nicht gelang, oder die üblen Folgen derselben es in eine noch grössere Gefahr stürzen.

Da izt alle Bewohner des Dorfs weislich voraus sahen, daß der Tod der Jäger im ganzen Lande Lärm erregen, und alle übrigen Jäger auf-

ferst aufmerksam machen werde, so beschlossen sie vereint, einige Zeit gar nicht zu iagen, andre Arbeiten zu verrichten, und günstigere Zeit und Gelegenheit abzuwarten. Um ungehindert in Wäldern spähen zu können, ging Wilhelm oft mit noch einigen auf Sammlung der Stökke und Wurzeln der Kiefern aus, welche ihnen willig vergönnt wurden, um daraus Oehl und Pech zu brennen. Er entdekte bald, daß mehrere Jäger, als gewöhnlich, umherstreiften, auch endlich Soldaten erschienen, welche hie und da Pikete ausstellten, und solche ieden Tag veränderten. Diese Anstalten bestärkten die Wildschüzzen in ihrem Vorsazze zur Ruhe, sie wurden dadurch so verdachtlos, daß man ihnen bald hernach ingeheim gebot, bei ihrer Arbeit, ieden verdächtigen Menschen, welchen sie im Walde treffen würden, wo möglich anzuhalten, aber doch wenigstens dem nächsten Pikete anzuzeigen. Sie mißbrauchten oft dies Vertrauen schändlich, und iagten, indem sie bald da bald dort Fremde zu sehen vorgaben, die Wächter fruchtlos umher.

Einst ging Wilhelm mit einem Nachbar, der das erlegte Wildpret meistens verkaufte, und daher nur selten zu Hause war, nach dem Walde. Sie sprachen mancherlei, unter andern fragte der Nachbar: Wo Wilhelm, ehe er ins Dorf kam, als Jäger diente. Wilhelm beantworte seine Frage aufrichtig und nannte endlich auch das Jägerhaus, von welchem er zulezt entfloh.

Nachbar. Liegt das nicht bei M —?

Wilhelm. Richtig! Eine gute Stunde davon entfernt.

Nachbar. So wirst du auch wohl die Tochter des dortigen Krämers gekannt haben?

Wilhelm. (erröthend) O ia, recht gut!

Nachbar. Kennst du auch ihr Ende?

Wilhelm. Ihr Ende? Wie denn? Was denn?

Nachbar. Das kannst du freilich nicht wissen, damals warst du ia schon bei uns. Verfloßnen Winter wurde sie zu Salzburg als Kindesmörderin enthauptet. Ich verkaufte eben dort Schwarzwild, als ihr Sentenz publizirt wurde, und sah sie im armen Sünderstübchen sizzen. Ach, es war ein schönes, hübsches Mädchen, und betete so andächtig, daß mir mehr als einmal die Thränen in die Augen traten. Alle Leute bedauerten und beklagten sie. Es that mir herzlich leid, daß ich am Tage, als sie hingerichtet wurde, fortreisen mußte, aber es thaute eben, und ich besorgte grosses Wasser. Ich hätte sie gerne zur Richtstätte begleitet und ein paar Vaterunser für ihre arme Seele gebetet.

Wilhelm. Unmöglich! Marie! Eine Kindesmörderin! Hingerichtet! Unmöglich!

Nachbar. Was nüzt's, wenn du dich noch zehnmal mehr verwunderst, es ist doch nicht anders.

Wilhelm. Du wirst dich irren!

Nachbar. Ich irre mich nicht.

Wilhelm. Es ist unmöglich! Sie war ja — —

Nachbar. (einfallend) Ein gutes, sittsames, aber auch ein einfältiges Mädchen, und ein einfältiges Mädchen ist bald verführt, dann reicht ein Verbrechen dem andern die Hand.

Wilhelm. Nein! Nein! Ich kanns nicht glauben!

Nachbar. Du bist ein wahrer Thomas. Ich will dir die ganze Geschichte erzählen, wie sie damals in Salzburg allgemein kund war, und mir mehr als einmal erzählt wurde.

Wilhelm. (sich auf die Erde werfend) Erzähle, ich höre.

Nachbar. (neben ihm) Das arme Mädchen lebte in ihrem Dorfe vergnügt, und höchst eingezogen, keine Seele ahnete und argwohnte ihre Schwangerschaft, selbst die alte Base nicht, welche Mutterstelle bei ihr vertrat, und sie nie aus den Augen ließ. Wie das gute Ding einst an einem Morgen nicht zur gewöhnlichen Zeit aufstand, ging die Base sie zu wekken, und fand sie

todenähnlich im Bette. Sie rufte andere Weiber herbei, diese leisteten ihr alle mögliche Hülfe, erwekten sie aus ihrer Ohnmacht, entdekten aber zugleich untrügliche Beweise, daß die Kranke in der vorhergehenden Nacht Mutter geworden sei. Marie, so hieß das Mädchen, läugnete es nicht, wie man aber nach dem Kinde fragte — —

Wilhelm. Allmächtiger Gott!

Nachbar. Ja wohl, allmächtig ist er, und leitet die Sache oft wunderbar! Hör nur weiter: Wie man nach dem Kinde fragte, da war nirgends ein Kind zu finden, und Marie behauptete, daß es tod zur Welt gekommen, und von ihr in der Nacht nach dem nahen Wald getragen worden sei. Angst und Ermattung hätten dann, als sie wieder in der Kammer anlangte, die anhaltende Ohnmacht verursacht, aus welcher die Weiber sie erwekten. Man suchte das Kind im Dikkichte, wohin sie es, ihrer Aussage nach, geworfen hatte, und da man es dort nicht fand, so zeigte man es dem Gerichte an. Dies bewachte sie sogleich streng, und führte sie, als es sich mit ihr besserte, nach dem Gefängnisse, von wo sie endlich nach der Hauptstadt geliefert wurde. Ehe dies geschah, starb die alte Base für Kummer, und ihren alten Vater traf zu Straubing, wo er die Schrekenspost hörte, der Schlag. Er blieb auf der Stelle [illegible] konnte sein unglükliches Kind weder segnen noch verfluchen.

Wilhelm. O Gott! O Gott!

Nachbar. Viel hat sie freilich zu verantworten!

Wilhelm. (hingerissen) Auch er, er, der sie verführte, mehr als Mitschuldiger war!

Nachbar. Freilich auch dieser! Aber das sonderbarste bei der Geschichte ist, daß man den Vater des Kindes nicht entdekken konnte, und das arme Mädchen ihn selbst nicht zu nennen wußte.

Wilhelm. (verwirrt) Nicht nennen? Nicht kannte?

Nachbar. Nein! Sie war ihrer Aussage nach, auf der Kirmeß eines benachbarten Dorfes gewesen, und eilte, weil ihre alte Base frühe Heimkunft geboten hatte, bei der Dämmerung nach Hause. Mitten im Walde überfiel sie ein Unbekannter, und raubte ihre Unschuld mit Gewalt. Schaamhaftigkeit, die den Mädchen so eigen ist, hinderte sie, die schändliche That zu entdekken, sie selbst argwohnte keine Folgen, und wie sie diese endlich lebhaft fühlte, so hinderte die Furcht und Ueberzeugung, daß man ihrer Erzählung keinen Glauben beimessen werde, das Bekenntniß. Sie suchte ihren Zustand vor aller Augen zu verbergen, und schnürte sich in der lezten Zeit ihrer Schwangerschaft ausserordentlich fest. Dies schädliche Verfahren gab sie auch als die Ursache an, daß sie ein todes, schon der Verwesung nahes Kind zur Welt gebracht habe.

Wilhelm. (staunend) Das bekannte sie, und weiter nichts?

Nachbar. Darauf beharrte sie bis an ihren Tod. Das Gericht wollte freilich der Erzählung keinen Glauben beimessen, und verurtheilte sie zur Folter, aber es kam, wie man allgemein sagte, doch nicht dazu, und sie wurde endlich zum Schwerde verurtheilt. Viele meinten, daß dies Urtheil zu hart sei, und vorzüglich das tode Kind, um den Mord zu beweisen, vorhanden sein müsse, aber andere vertheidigten den Sentenz, und bewiesen, daß nach den Gesezzen schon verschwiegne Schwangerschaft und Geburt den Tod nach sich ziehe. Viele Dorfsbewohner sagten aus, daß sie einen Liebhaber gehabt habe, dieser wurde auch, weil er abwesend war, zitirt, da er aber nicht erschien, und das Mädchen hartnäkkig behauptete, daß er ihr nie etwas arges zugemuthet habe, so ward der Prozeß endlich geschlossen.

Wilhelm. (ganz ausser sich) O Jesus! O Jesus! Das war ich! O ich Unglükseliger! Meine Aussage hätte sie vom Tode retten können! O Jesus! O Jesus! Ich bin an ihrem Tode schuldig! Ich bin ihr Mörder!

Lange mußte nun der Nachbar fragen, ehe er von dem der Verzweiflung so nahen Wilhelm die ganze zusammenhängende Geschichte erfuhr. Er bewunderte die seltne Großmuth des Mädchens, das wahrscheinlich nie erfuhr, daß er schon am

folgenden Morgen wegen dem Wilddiebstahl fliehen mußte, und durch ihre Aussage absichtlich seine Retterin werden wollte, aber eben diese Großmuth peinigte auch Wilhelms erwachtes Gewissen, der Beweiß des gutherzigen Nachbars, daß er durch sein Bekenntniß sich nur unglüklich gemacht, sein Mädchen aber doch nicht vom Tode errettet hätte, beruhigte es nur schwach. Er schlich tiefdenkend nach Hause, konnte nicht essen, nicht schlafen, überall erblikte er Mariens blutenden Kopf, der ihn fürchterlich angrinzte. Er hatte Marien aufrichtig und zärtlich geliebt, es kostete seinem Herzen schweren Kampf, wie er so schnell und ohne Abschied von ihr scheiden mußte, als er aber im Dorfe anlangte, Beschäftigung und Nahrung fand, da ward sein Leichtsinn Sieger, er dachte noch oft an sie, aber mit einer Art von Selbstberuhigung, überredete sich sogar, daß Trennung, da er sie doch nie heurathen konnte, das beste Mittel war, und hatte schon würklich mit der Tochter eines Wildschüzzen von Liebe gesprochen, wollte nächstens bei ihrem Vater um ihre Hand werben. Jzt erwachte aber mit einmal wieder Liebe zu Marien in seinem Herzen, und wuchs, ungeachtet der Unmöglichkeit sie ie wieder lieben zu können, bis zur Riesenstärke. Sein Leben, so versicherte er wenigstens, hätte er damals willig hingegeben, wenn er nur einmal noch ihren verschwiegnen Mund hätte küssen, und von ihr Abschied nehmen kön-

nen. Hofnungslose Liebe macht schwermüthig, wekt aber auch die Phantasie, welche den Leidenden mit ihren Zauberbildern äft und stärkt. Er sah, durch ihre wohlthätige Hülfe, izt nicht mehr Mariens blutendes Haupt, immer stand sie lebend mit einem Auge voll Liebe, und ofnen Armen vor ihm, und schien ihm zu winken. Begierde nach dem Tode, der ihn allein mit ihr vereinigen konnte, erwachte in seinem Herzen, welches solche redlich pflegte und nährte. Anfangs schien ihm Selbstmord das beste Mittel, und einmal hatte er würklich schon die Flinte geladen, welche ihn mit seiner Marie vereinigen sollte. Ehe er aber diesen Vorsaz ausführte, verdrängte eine andere Idee die erste. Er achtete es izt für heilige Pflicht, dem Gerichte, welches seine Marie zum Tode verurtheilt hatte, die Unschuld der Hingerichteten zu beweisen, und dann an der Stätte zu sterben, wo sie geduldet hatte. Dieser Plan, dieser feste Gedanke erleichterte die Qual seines Gewissens, und erregte Begierde zur Ausführung in ihm. Unter dem Vorwande, daß er eine andere und bessere Gelegenheit zur Jagd suchen wolle, schied er aus der Mitte seiner Freunde, und eilte nach Salzburg hinab. Sein Vermögen, welches er sich im Dorfe durch den reichlichen Antheil an dem Raube gesammlet hatte, bestand in hundert sechzig Gulden Reichsmünze. Er nahms mit sich, und wollte, ehe er sich dem Gerichte freiwillig überlieferte, in irgend einem Kloster ein Seelenamt

stiften, welches jährlich für sein und Mariens Seelenheil dort abgesungen werden sollte. Er machte, ungeachtet der Winter schon nahte, und es eben heftig schneite, starke Tagreisen, und traf schon am dritten Tage in Salzburg ein. Er besuchte einige Kirchen, und betete dort sehr andächtig. Am andern Morgen wollte er sein Geld dem festen Vorsazze gemäß verwenden, und dann nach dem Rathhause gehen, izt suchte er aber ein Wirthshaus, um dort die Nacht über zu ruhen. Er fand einige, aber überall waren viele Fremde, und der natürliche Lärm seinem traurenden Herzen zuwider, er verließ sie wieder, und suchte in den kleinsten Gassen der Stadt ein einsameres, endlich fand er eines, wo noch niemand herbergte. Die Wirthin, eine noch nicht allzualte Wittwe, saß eben mit ihren vier Kindern am Tische, und nachtmalte, sie fragte ihn freundlich: Ob ers auch so gut haben wolle? Er dankte, und bestellte sich ein Fleischgerichte. Indes die Wirthin es zubereitete, hatten die Kinder gegessen, und füllten das übriggebliebne in einen Topf. Stell's zum Fenster, sprach die ältere Schwester zum jüngern Bruder, wenn die arme Marie morgen früh vorbeiklirrt, wird sie schon anklopfen, und dann lange ihrs fein geschwind hinaus, damit sie nicht warten darf. Will schon aufpassen, antwortete der Kleine, und es ihr vorher auf dem Ofen wärmen. Sie dankt immer so freundlich, daß es einem im Herzen wohlthut.

Der Name Marie schrekte den denkenden Wilhelm aus seinem Tiefsinne empor, er trat zum Tische, und forschte: Wer die Marie sei, von welcher sie sprächen? Das ist, antwortete das Mädchen, eine arme Gefangne, die ewig arbeiten muß, oft nicht satt zu essen hat, und der wir immer etwas aufheben. Unsere Nahrung geht schlecht, selten kehrt iemand bei uns ein, aber seitdem wir der Aermsten immer was zu essen geben, bessert es sich, wie die Mutter sagt, augenscheinlich. Neulich gaben wir ihr ein Stük Braten, und Abends kehrten vier reiche Wollenhändler bei uns ein, denen es recht wohl gefiel, und die allemal wieder bei uns einzukehren versprachen. Wilhelms Herz klopfte bei dieser Erzählung heftig, es dachte sich izt zum erstenmale die Möglichkeit, daß Marie noch leben könne, und vielleicht gar die arme Gefangne sei. Er fragte begierig, die Kinder konnten aber nicht antworten, und verwiesen ihn an die Mutter. Die Beschreibung ihrer Gestalt vermehrte die Wahrscheinlichkeit, und wie endlich die Wirthin erschien, iede seiner Fragen offenherzig beantwortete, so wards ihm bald deutlich und klar, daß die arme Gefangne seine noch lebende Marie sei. Sie war würklich zum Rabensteine geführt worden, der Scharfrichter hatte ihr schon die Augen verbunden, als der Fürst Gnade sande, und ihr Todesurtheil in immerwährende Zuchthausstrafe verwandelte. Mehr als einmal, erzählte die Wirthin, hat sie mich

mich versichert, daß sie recht gerne gestorben wäre, izt duldet sie aber doch willig, und stellt Gott den Lohn anheim. Ists würklich so geschehen, wie sie's erzählt, so geschieht ihr sehr hart, denn ihr Gewissen drükt kein Kindesmord, aber wer kanns ändern, die Gesezze müssen scharf sein. Ein Mädchen ist bald verführt, und dann verleitet die Schaam zu mancherlei Gedanken, ich gestehe es offenherzig, daß ich mich auch in dem Falle befand, und wenn mich mein seliger Mann nicht schnell geheurathet hätte, vielleicht eben so unglüklich wie Marie wäre.

Die Wirthin moralisirte noch lange in diesem Tone fort, aber Wilhelm hörte sie nicht, der frohe, selige Gedanke, daß seine Marie noch lebe, vielleicht gerettet werden könne, beschäftigte seine Seele, und labte sein Herz. Anfangs glaubte er sie durch sein Bekenntniß vor Gerichte allein schon aus der Gefangenschaft retten zu können, als er aber späterhin überlegte, daß er als ein Mitschuldiger nichts beweisen, wahrscheinlich sich nur selbst unglüklich machen werde, da beschloß er diesen Plan zu verzögern, und ihn nur dann erst auszuführen, wenn iedes andre Rettungsmittel fruchtlos versucht sei, er wollte dann wenigstens mit ihr dulden, und ihr beweisen, daß er ächte Reue fühle.

Kein Schlaf erquikte sein müdes Auge, immer hörte er Kettengeklirre und fuhr erschrokken

empor. Wie es zu Tagen begann, trieb ihn die Sehnsucht, seine Marie zu sehen, ins Freie, er lief in der kleinen Gasse auf und ab, trat wieder in die Thüre des Wirthshauses, uud horchte iedem Geräusche begierig entgegen. Endlich klirrte es mächtig, von oben herab, und die weiblichen Züchtlinge näherten sich. Einige zogen einen Karren, andre trugen Schaufeln in den Händen, unter diesen befand sich Marie. Sie näherte sich dem Hause, klopfte an das Fenster, und der Knabe reichte ihr den Topf. Bezahls Gott tausendmal! sprach sie mit einer wehmüthigen und herzlichen Stimme, und begann sogleich zu essen. Wilhelm hatte sichs fest vorgenommen, ihr zu winken, mit ihr zu sprechen und sie über die Möglichkeit ihrer Rettung zu befragen, aber die Trauergestalt der Leidenden, ihr schlechter und doch reinlicher Anzug, ihre schmachtende, und für ihn so reizende Gestalt, würkte so heftig auf ihn, daß er einer Statue ähnlich da stand, nicht sprechen, nicht einmal sich bewegen konnte. Sie ging, indem sie immer und hastig aß, nahe bei ihm vorüber, eine kleine Bewegung, die all seine Kraft nur vermögend war, machte sie aufmerksam, sie blikte nach ihm hin, und ihr bleiches Gesicht färbte sich hochroth. Bald hernach schüttelte sie aber unwillkührlich mit dem Kopfe und ging, ohne sich umzusehen, gelassen weiter. Als Wilhelm seiner Sinne wieder fähig war, eilte er dem schreklichen Zuge nach, er mußte lange suchen, endlich traf er alle

in einer Hauptgasse, in welcher die Gefangnen das Eiß aufhauten, und wegführten. Marie arbeitete emsig, und stets mit gesenktem Blikke; er ging oft an ihr vorüber, aber sie sah ihn nicht; die übrigen bettelten, er gab reichlich, aber ihr Dank erregte ihre Aufmerksamkeit nicht. Alle seine Mühe war vergebens, er konnte keinen Blik von ihr gewinnen, und ging endlich nach seiner Herberge, wo er vergebens nach einem Plane rang, der zur Entdekkung führen sollte. Bald trieb ihn neue Sehnsucht wieder ins Freie, er irrte in den Gassen umher, suchte seine Marie und fand sie nirgends mehr. Er speißte in einem andern Wirthshause, und kam erst Abends in seine Herberge. Wie ihm die Wirthin das Essen brachte, fragte sie ihn: Ob er die arme Gefangne, deren Geschichte sie ihm gestern erzählt habe, kenne? Wilhelm wußte nicht, was er antworten sollte, endlich verneinte er die Frage. Nun da hat man's, sprach die Wirthin, hat sich die Aermste so herzlich gefreut, und izt wird ihr, wie ichs richtig vorhersah, die grosse Freude zu Wasser. Wie sie diesen Abend den Topf zurük brachte, so behauptete sie steif und fest, ihr wäret ihr Vetter, und würdet ihr von einer Muhme ein Paar schon längst versprochne Strümpfe mitbringen. Ich sagte es ihr gleich, daß ihr aus dem Passauischen kämt, aber sie widersprach mir immer, und bat mich recht sehr, euch wieder zu bitten, ihr morgen die Strümpfe nach dem Zuchthause zu brin-

gen. Ich versprachs wörtlich auszurichten, ob ich den Irrthum gleich vorhersahe. Müßt es ihr nicht übelnehmen, es sieht oft ein Mensch dem andern ähnlich.

Wilhelm. Hat nichts zu sagen. Dürfen denn Fremde hier ins Zuchthaus gehen?

Wirthin. Je, warum denn nicht, wenn sie Geschäfte dort haben. Seid ihr etwann doch der Vetter, und schämt euch, es zu gestehen, so geht kek hin, und laßt sie nur auf den Gang rufen, dort könnt ihr immer mit ihr reden. Morgen ist eben Sonntag, und die beste Zeit dazu, die Aermste wird eine rechte Freude haben, wenn sie wieder einmal einen von ihren Freunden sieht. Sie verdient die Freude würklich.

Wilhelm. Der Vetter bin ich nicht, denn ich bin würklich im Passauischen zu Hause, aber wenn die Aermste ein Paar Strümpfe braucht, so kann ich ihr doch helfen. Meine Geschäfte halten mich hier noch einige Tage auf, ich will ihr schon ein Paar kaufen, und sie euch geben.

Wirthin. Nun, da werdet ihr grossen Gotteslohn dafür haben.

Die Wirthin ging nun an ihre Arbeit, und Wilhelm eilte sogleich fort, um noch am nemlichen Abende die Strümpfe zu kaufen, welche er Sonntags von keinem Kaufmanne erhalten hätte. So sah, so erkannte sie dich doch! rief er immer im Gehen aus, und freute sich im Voraus des

Glüks, schon morgen mit ihr sprechen zu können. Daß sie ihn noch nicht vergessen, alles vergeben habe, ihn noch lieben müsse, schien ihm deutlich bewiesen, weil sie sonst sich nicht solcher List bedient, als einen Vetter nach dem Zuchthause geladen, und ihm Mittel und Wege gezeigt hätte, wie er sie ungehindert sprechen könne. Selbst die besondre List achtete er für einen unläugbaren Beweiß der Grösse ihrer Liebe, und urtheilte nicht unrecht, denn Liebe macht würklich listig; aber List oder vielmehr Geistes Gegenwart ist auch eine natürliche Gabe aller weiblichen Geschöpfe, scheint oft würklicher Instinkt zu sein, den der weise Schöpfer ihnen verlieh, als er den Mann mit Muth und Stärke begabte. Oft ringt der Mann Tagelang vergebens nach einem Mittel, sich aus einer Verlegenheit zu retten, und das Weib findet solches in einigen Minuten; oft will er muthig und stark Unmöglichkeiten wagen, und feste Felsen durchlöchern, die seinen Weg hindern, indes das Weib seine Ohnmacht belächelt, ihm die Hand reicht, und auf einem verdekten Pfade, über die Felsen sicher geleitet. Erfahrung, tägliche Erfahrung wird die Wahrheit dieses Sazzes bekräftigen.

Am andern Morgen wanderte Wilhelm nach dem Gefängnisse seiner Marie, die Thore waren noch gesperrt, endlich öfnete man solche, und er trat in den Vorhof. Ein Gulden, welchen er einem der Wächter in die Hand drükte, bewog die-

sen, Marien zu melden, daß ihr Vetter sie zu sprechen verlange. Sie trat bald hernach aus einem Zimmer auf den Gang, und der gefällige Wächter ging wieder hinab. Ihre Kette, welche sie an den Füssen trug, klirrte bei iedem Schritte, und vermehrte Wilhelms Wehmuth, er lehnte sich an die Mauer, die Leidende trat zu ihm, er konnte nicht sprechen. Thränen träufelten auf die Strümpfe, welche er in der Hand hielt, sie sahs, und weinte mit ihm. Er und sie sprachen nur einzelne Worte, welche Mitleid und Jammer ausdrükten. Ein Aufseher ging vorüber. Was machst du da? sprach er zu Marien. Was wollt ihr hier? fragte er Wilhelmen trozzig. Es ist mein Vetter, antwortete Marie, er hat mir ein Paar Strümpfe gebracht, und beweint nun mein Unglük.

Der Aufseher. Was kann das helfen! Sie hätte es eher bedenken sollen, izt ist verdiente Strafe ihr Lohn, die kein Mitleid lindern soll. Marsch hinein, und ihr pakt euch fort! Bei diesen Worten ergrif er Marien, und stieß sie fort. Nur meine Strümpfe! rief sie schmerzhaft. Wilhelm reichte ihr solche, und bald verschwand sie seinem nachstarrenden Blikke. Der rükkehrende Aufseher ermahnte ihn aufs neue, und er mußte trostlos weiter wandern. Er hatte so viel mit ihr sprechen, ihr vorzüglich beweisen wollen, daß er ihr Unglük nicht kannte, und selbst dem Gefängnisse entfliehen mußte, und izt mußte er sie

ohne Trost verlassen, konnte nicht einmal fragen: Ob Rettung möglich sei? In die Strümpfe hatte er zehn Gulden gestekt, damit sie sich mit diesem Gelde laben, und eine bessere Behandlung erkaufen solle; izt bereute er herzlich, daß er nicht alles, was er ihr sagen wolle, auf ein Papier geschrieben, und in den Strümpfen verwahrt habe. Doch fiels ihm bald ein, daß dies nicht zu spät sei, ein Kaufmann überließ ihm auch am Sonntage auf seine dringende Bitte ein Paar andere Strümpfe, er eilte heim, schrieb alles, was er für nöthig erachtete, in einem langen Briefe an seine Marie, und verbarg den Brief in den Strümpfen, welche er am Abende der Wirthin mit Auftrag übergab, daß sie Marien in Ansehung der zugemutheten Vetterschaft eines andern belehren, ihr aber in seinem Namen die Strümpfe schenken, und beifügen möge, daß sie solche, wenn sie etwan zu klein wären, nur zurükstellen solle, weil er ihr alsdann herzlich gerne ein Paar andere und grössere kaufen wolle. Er hofte durch diese List Marien aufmerksam zu machen, und ihr zugleich den Weg zu zeigen, auf welchem sie sicher antworten könne; er betrog sich in seiner Hofnung nicht, denn am andern Morgen brachte ihm die Wirthin die Strümpfe mit der Erklärung zurük, daß Marie solche nicht anziehen könne, und daher recht schön um grössere bäte. Wilhelm untersuchte sie mit Begierde, und fand folgenden mit Bleystift geschriebnen Brief darinne: "Das

Geld, welches ich in den Strümpfen fand, hat mir viele und bittere Thränen gekostet, ich nahms für einen Lohn meines Leidens, für ein flüchtiges Mitleid, welches mein Anblik in deinem Herzen erregte. Ich glaubte, mehr verdient zu haben, und wollte dir's mit der Versicherung rükstellen, daß ich das Bewustsein, grosmüthig an dir gehandelt zu haben, nie zu verkaufen willens sei. Dein Brief hat mich eines bessern belehrt, und, ob ich gleich in Ketten schmachte, so danke ich doch Gott, daß er dir nicht ähnliche Last auferlegt habe. Du fragst mich: Ob ich Rettung wünsche, und diese möglich sei? Ach, ich wünsche sie von ganzem Herzen, aber noch sehe ich nirgends Hofnung. Dein Bekenntniß, welches du vor Gericht ablegen willst, nüzt nichts, und macht dich auch unglüklich. Flucht könnte mich allein retten, aber sie ist auch äusserst schwer, und doch — — ich will darüber nachdenken: Diese Woche werden wir vielleicht in einer Gasse arbeiten, die nur durch eine Reihe von Häusern von derienigen getrennt ist, in welcher du izt wohnst. Eines dieser Häuser ist ein Durchhaus*) und führt in deine Gasse. Unser Wächter tritt bei der izzigen Kälte oft in einen Laden, und läßt uns ohne Aufsicht arbeiten. Ich würde mich leicht in dieser Zeit durch das Durchhaus nach deiner Her-

*) Ein Haus, welches auch im Hintergebäude einen Ausgang hat, durch welches man folglich aus einer Gasse in die andere gelangen kann.

Berge schleichen können, aber dann müßtest du ein eignes Zimmer haben, und mit Werkzeugen versehen sein, die mir sogleich die Ketten lösen könnten. Auch wäre es höchst nöthig, mir einen andern Anzug zu besorgen, damit ich in der Stadt nicht erkannt würde, und wir ungehindert das Thor erreichen könnten. Ueberlege den Vorschlag, und melde mir bald deine Gesinung. Ich liebe dich noch immer so zärtlich, wie ich dich einst liebte, und würde äusserst glüklich sein, wenn ich als Frau an deiner Seite leben könnte. Dies zur Antwort auf deine Frage.„

Wilhelm las diesen Brief mehr als einmal, und mit größtem Vergnügen, weil er Hofnung zur Rettung erblikte. Schon am andern Tage empfing sie andere Strümpfe und darinne die Nachricht, daß er alles zur Rettung bereiten werde, sich schon ein Zimmer nahe an der ersten Treppe gemiethet habe, und dort alles nöthige zur Beförderung der Flucht aufbewahren werde. Drei Tage verstrichen, ehe die Gefangnen in der bestimmten Gasse arbeiteten, am vierten Morgen traf sie der spähende Wilhelm dort; ein bedeutender Wink von Marien benachrichtigte ihn, daß sie kommen werde, und Wilhelm eilte heim, um sie zu erwarten. Einige angstvolle Stunden verflossen, endlich schlich etwas leise die Treppe herauf, und Marie sank in seine Arme. Wilhelm zog sie in sein Zimmer, sperrte die Thüre zu, und begann sogleich mit der Arbeit, ihre Ketten zu lösen, er hatte scharfe

Zangen und Feilen, die Liebe stärkte und führte seinen Arm. In einer halben viertel Stunde war Marie von Ketten frei, in der andern Hälfte derselben schon als ein Bauernweib angezogen, welches nach Landessitte seinen Kopf in ein grosses Tuch gehüllt hatte. Mariens Fußeisen nebst ihren vorigen Kleidern verbarg Wilhelm im Strohe des Bettes, und trat nun zagend und hoffend mit seiner Marie an der Hand die Flucht an. Nahe an der Treppe stand ein leerer Tragkorb, Marie ergrif ihn, und nahm ihn zur grössern Verstellung auf den Rükken. Wilhelm mußte, so verlangte es die Sorgfältige ausdrüklich, voraus gehen, und sie folgte in einer Entfernung, damit er, wenn sie erkannt würde, als ein Unbefangner sich ungehindert retten könne, aber der Schuzgeist der Liebe dekte sie mit seinen Flügeln, und sie erreichte das Thor glüklich. Wahrscheinlich ahnete man ihre Flucht noch nicht, weil sie nicht die geringste Anstalt dazu bemerkten. Wie sie schon im Freien waren, näherte sich ihr Wilhelm, und flüsterte ihr leise zu, daß sie schneller gehen möge, aber die Aermste vermochte es nicht, die schweren Fußeisen waren ihren Füssen schon eine gewohnte Last geworden, und wenn sie izt befreit von diesen, schneller gehen wollte, so stolperte sie gleich einem Kinde, welches erst zu laufen begann.

Schon war es drei Uhr Nachmittage, und Marie schon sehr müde, als die Wanderer in einem Dorfe anlangten, welches nur eine Meile

von der Stadt entfernt lag, sie kehrten dort ein, und assen. Gern hätte hier Marie bis an den Morgen geruht, wenn sie nicht die Nachfolge der Schergen, und vorzüglich der Hunde derselben gefürchtet hätte, weil man im Zuchthause allgemein versicherte, daß diese Hunde die Spur eines ieden Gefangnen witterten, ihm folgten, und ihn in ieder möglichen Verkleidung sogleich entdekten. Wilhelm glaubte dies mit ihr, und suchte vergebens im Dorfe einen Schlitten, welcher sie wenigstens noch einige Stunden weit fördern sollte. Alle Bauern waren mit Holzfuhren beschäftigt, und weigerten sich zu fahren, die matte Marie mußte also, von Angst und Furcht getrieben, zu Fusse weiter wandern. Um sie zur Reise zu stärken, bestand Wilhelm darauf, daß sie ein Glas Brandwein austrinken mußte, weil tiefer Schnee lag, die hell untergehende Sonne eine sehr kalte Nacht verkündigte, und seiner Meinung nach der Brandwein die Empfindung der Kälte mindere. Anfangs schien dies Mittel auch würklich der Absicht zu entsprechen, Marie folgte ihm schnell und munter, wie sie aber eine halbe Stunde fortgewandert waren, und eben einen Wald erreichten, wurde sie sehr matt, verlangte oft zu ruhen, und begann zu schlafen, wenn sie ruhte. Wilhelm, welcher die Schädlichkeit dieses Schlafes als Jäger aus Erfahrung kannte, suchte sie auf alle mögliche Art zu ermuntern, und schlepte sie mit Gewalt weiter, aber bald war auch diese Gewalt

nicht mehr fähig ihren Schlaf zu hindern; sie sank, wenn er sie empor hob, wieder schlafend zu seinen Füssen nieder. Seiner Rechnung nach konnte das nächste Dorf nur noch eine kleine Virtelstunde vom Walde entfernt liegen. Angst und Liebe stärkten seine Kräfte, er nahm die Schlafende auf seinen Rükken, und eilte, das Dorf zu erreichen. Da es schon mächtig dämmerte, er diesen Weg nur einmal gegangen war, und noch überdies unter seiner Last gebükt, nicht umher blikken konnte, so geschahs, daß er, indem er nur immer dem gebahntesten Wege folgte, von der Hauptstrasse ablenkte, uud auf einem Wege fortwandelte, der immer tiefer in den Wald, und nach einem Plaze führte, wo die Bauern ihr Holz gehauen hatten. Erst, als er athemlos und schweißtriefend dort anlangte, erkannte er den schreklichen Irrthum, und mußte hier ruhen, ehe er rükkehren konnte. Seine Marie athmete noch, ihre Hände waren zwar kalt, aber ihre Brust noch warm, doch war alle Mühe fruchtlos sie aus ihrem Schlafe zu erweken, sie hörte sein lautes Weinen und Schluchzen nicht. Endlich faßte er sie wieder auf den Rükken, wanderte den weiten Abweg zurük, und auf der rechten Strasse weiter. Erst nahe am Dorfe, als er selbst sinken wollte, erlaubte er sich Ruhe, und lehnte seine Marie an einen Zaun, aber nun überzeugten ihn alle Simptomen von der schreklichen Gewisheit ihres Todes, alle ihre Glieder waren starr, kein Leben,

keine Wärme in ihr. Laut iammernd schleppte er sie nach dem Dorfe, und endlich in das dort befindliche Wirthshaus, wo freilich alle Anwesende theil an seinem Leiden nahmen, aber, indem sie Hülfe leisteten, wahre Hülfe unmöglich machten. Sie legten solche nahe am warmen Ofen, bedekten sie mit gewärmten Betten, und erstikten auf diese Art ieden Funken des Lebens in ihr. Freilich hofte Wilhelm, freilich hoften die gutherzigen Einfältigen mit ihm, als ihre Glieder wieder gelenkbar wurden, aber alle hoften vergebens, denn sie war schon im angenehmen Genusse der Freiheit hinüber geschlummert, wo wahrscheinlich der Lohn ewiger Freiheit und Freude ihrer harrte. Ein Wundarzt, welchen man aus einem benachbarten Dorfe herbei gerufen hatte, bewieß die Möglichkeit der Rettung, wenn man entgegengesezte Mittel angewandt hätte, erklärte aber auch eben so deutlich, daß izt keine Hülfe mehr möglich, und iede Hofnung verlohren sei. Wilhelm iammerte nun schreklich, und wollte sich nicht von seiner toden Marie trennen. Man ehrte seinen Schmerz, weil man die Entseelte für seine Gattin hielt, und ehrte ihn auch dann noch, als er sie auf Befragen der Anwesenden für seine Schwester erklärte. Früh erschien der Richter des Dorfes, um von Wilhelmen den Namen, Wohnort der Verstorbnen, nebst allen übrigen Umständen zu erforschen, und dann Bericht in seinem Pfleggerichte abzustatten. Durch diese nothwendigen

Fragen erschrekt, fühlte Wilhelm zum erstenmale seine gefährliche Lage, und die grosse Wahrscheinlichkeit, daß durch eine gerichtliche Untersuchung alles entdekt werden könne. Lust zum Leben erwachte wieder in seinem Herzen, er beantwortete die Fragen des Richters nach Gutdünken, und beschloß, ehe das Pfleggerichte erscheinen würde, die Flucht zu ergreifen. Eben nahm er von Mariens Leichnam, den man in eine Kammer gestellt hatte, mit vielen Thränen Abschied, als zwei Schergen, von dem Wirthe begleitet, eintraten, den Leichnam genau betrachteten, und sogleich erklärten, daß die Tode dieienige sei, welche gestern in der Stadt ihrem Wächter entflohen wäre. Wilhelm erschrak heftig, und wollte aus der Kammer fortschleichen, aber einer der Schergen faßte ihm sogleich am Arme, und führte ihn nach dem Zimmer. Freilich suchte er izt durch Lügen sich aller Theilnahme an Mariens Flucht zu entledigen, er behauptete kühn, daß er Marien erst vor der Stadt begegnet sei, mit ihr als einem hübschen Mädchen Bekanntschaft gemacht, und, da sie auch nach Passau reisen zu wollen, vorgegeben habe, ihr Reisegefährte geworden sei. Da aber alle Anwesende dieser Aussage widersprachen, was er vorher bekannt hatte, aufrichtig erzählten, und einstimmig meinten, daß eine so kurze Bekanntschaft unmöglich so innige Trauer und Herzeleid verursachen könne, so blieb Wilhelm der Gefangne der Schergen. Sie geboten dem Rich-

ter des Dorfs die Leiche nach der Stadt zu führen, und wanderten mit Wilhelm voran. Die Kälte war stark und heftig, Wilhelms Begleiter kehrten im Wirthshause ein, wo er Tags zuvor mit seiner Marie gesessen hatte. Viele Knechte, welche dem Wirthe Holz zugeführt hatten, sassen an einem Tische, tranken und waren lustig. Sie blikten mitleidsvoll auf Wilhelm hin, der in der Mitte der Schergen sas, und den Brandwein verschmähte, welchen ihm diese einschenken liessen. Die Knechte näherten sich dem Tische, und sprachen mit den Schergen, Wilhelm achtete nicht auf ihr Gespräch, hörte aber bald, daß sie mit ihnen zankten, und sah kurz nachher, wie einer der Schergen seinen Stok ergrif, und damit dem wilden Haufen drohte. Diese Drohung war das Zeichen zum allgemeinen Angriffe, schnell lagen die Schergen auf der Erde, und wurden von den Knechten schreklich geprügelt. Mehr aus mechanischer Furcht, als aus Vorsaz zur Flucht, sprang Wilhelm zur Thüre hinaus, und wollte eben in den Hof treten, als er sich von dem Hunde, welcher die Schergen begleitete, gehalten fühlte, er schrie, ein Knecht eilte herbei, schlug den Hund mit einem Stuhlfusse auf den Kopf, und rief dem erlößten Wilhelm zu: Lauf, was du kannst, sie werden dir sobald nicht folgen! Wilhelm gehorchte, und eilte auf der nächsten Strasse vorwärts. Bald hernach iagten seine Retter mit ihren Schlitten bei ihm vorüber, einer derselben erkannte

ihn, und nahm ihn auf seinen Schlitten. Durch ihn erfuhr er, daß die Schergen sinnlos am Boden lägen, und alle Knechte aus Furcht vor der Strafe die Flucht ergriffen hätten. Der Wirth, fügte er hinzu, verräth uns sicher nicht, und so haben die Kerle, welche nur auf armer Leute Unglük ausgehen, einmal verdienten Lohn empfangen. Könnt froh sein, daß wir euch bei dieser Gelegenheit Raum zur Flucht machten, sonst würdet ihr bald eng genug gesessen sein. Wilhelm dankte herzlich, und der Knecht nahm ihn bis in sein Dorf mit, welches gute zwei Stunden vom Schauplazze des Kampfes entfernt lag. Hier ward ihm von seinem Retter ein sicheres Nachtlager angetragen, aber er nahms nicht an, und beschloß seiner Sicherheit wegen weiter zu wandern. Man zeigte ihm willig die nächste Strasse nach Passau, und forschte nicht nach der Ursache seines Verbrechens, weil es die gutherzigen Einfältigen für ein gutes Werk achteten, daß sie einen armen Gefangenen aus den Händen der Schergen erlößt hätten. Die grosse Strenge und Härte, mit welcher sonst in dieser Gegend diese Diener der Gerechtigkeit iedem Bauer begegneten, der oft lächerliche Stolz, mit welchem sie die Würde ihres Amtes zu erheben suchten, und der würkliche Misbrauch ihrer Macht, war die natürliche Ursache des eingewurzelten Hasses, den alle Landleute gegen die Schergen hegten; sie betrachteten ieden, den sie in ihren Händen

er-

erblikten, als einen Unschuldigen, dem man einen Theil seines Vermögens rauben wollte, und daher entsprang auch die so gewöhnliche Begierde zur Rettung aus ihren Händen. Jezt, da eine weise Regierung dem Mißbrauche ieder gerichtlichen Macht feste Schranken gesezt hat, schwindet auch dieß schädliche Vorurtheil, und man betrachtet nun ieden Gefangnen als ein Opfer der Gerechtigkeit, welche den Unschuldigen sogleich willige Freiheit gönnt, und nur den Verbrecher straft.

Wilhelms Trauer über den Verlust seiner Marie war noch immer sehr groß, die Furcht, nun gleich ihr, und wahrscheinlich zeitlebens dulden zu müssen, hatte sie gehemmt, izt da er wieder Freiheit athmete, flossen seine Thränen aufs neue. Doch fand er Trost in dem Gedanken, daß er sie von seiner Liebe überzeugt habe, und nun sein Gewissen mit dieser Ueberzeugung beruhigen könne. Er beschloß wieder nach seinem Dorfe zurük zu kehren, und es nie mehr zu verlassen. Am Abende des dritten Tages langte er dort an, fand keinen der Männer, nur die Weiber und Kinder, welche iammerten und klagten. Die Unvorsichtigen waren auf der That ertappt, und alle nach dem Gefängnisse geschleppt worden. Die schnell eingefallne Kälte, und der grosse Schnee hatte ihrer Meinung nach alle Jäger und Soldaten aus den Wäldern vertrieben, sie wagten es daher, einige Tage nach Wilhelms Abreise,

auf Raub aus zu gehen. Die That gelang, sie kamen mit Beute beladen nach Hause. Ehe sie solche aber zum Verkaufe aussenden konnten, ward ihr Dorf von Jägern und Soldaten umringt, weil man doch noch gelauert, und ihren Aufenthalt entdekt hatte. Die Strenge, mit welcher man alle behandelte, und die unbedingte Gnade, welche man dem Ersten, welcher alles aufrichtig bekennen werde, zusicherte, bewog alle zum ofnen Bekenntnisse, und sie wurden ganz natürlich auch alle dem Gerichte überliefert. Alle Weiber erzählten ihm einstimmig, daß man ihn emsig suche, aller Orten auf ihn laure, und verbargen es ihm nicht, daß die Gefangnen, weil sie ihn in Sicherheit glaubten, alle Last des Verbrechens auf ihn gewälzt hätten, um sich ein besseres Schiksal zu bereiten. Wilhelm erkannte die grosse Gefahr, welche ihm drohte, entfloh schnell, und entkam, der ganzen Gegend kundig, glüklich über die Gränze.

Da er sich auch hier nicht sicher dünkte, weil man aller Orten von den berüchtigten Wilddieben und Mördern sprach, so floh er tiefer ins Land, und ward, weil die Polizei hier überall streng wachte, zu Linz Soldat. Er war groß, jung und schön und kam unter die Grenadier. Ob es gleich allgemein bekannt, und auch erwiesen ist, daß die Soldaten, welche dem Kaiser dienen, sehr schonend und menschenfreundlich behandelt werden, so war es doch ganz natürlich, daß dem wilde und

zügellose Freiheit gewohnten Wilhelm ein Leben nicht behagte, dessen tägliche Stunden in Geschäfte und Ordnung eingetheilt waren. Er verlezte einigemal diese Gesezze, ward ermahnt, und endlich bestraft. Diese verdiente Strafe machte ihn seinen Stand vollends unerträglich, er benuzte die erste günstige Gelegenheit, und desertirte. Schon am andern Morgen wurde er von den Bauern in einem Wäldchen gefangen, und nach der Stadt geliefert, er mußte Spizruthen laufen, und kam unter die Musketiers. Seine Freiheit ward hier noch mehr beschränkt; wenn seine Kammeraden ungehindert in der Stadt umher gehen durften, mußte er zu Hause bleiben, und konnte nur dann freie Luft athmen, wenn alle zum exerziren ausrükten. Auf diese Art verfloß für ihn ein qualvolles Jahr, zu Ende desselben erhielt er endlich die Erlaubnis, in Gesellschaft eines vertrauten Mannes ausgehen zu dürfen. Sie wanderten an der Donau umher, und traten endlich in ein Bierhaus. Indes sein Wächter trank, und mit einem Schiffer im Gespräche vertieft war, schlich Wilhelm ins Freie. Begierde nach Freiheit durchbebte seine Seele. Ein grosses Schif, welches mit Pferden bespannt war, und von diesen Stromaufwärts, folglich gegen die Gränze gezogen wurde, stand am Ufer, er schlich hinab, die Schiffer tranken im nahen Wirthshause, keiner war zugegen. Er überkletterte das Gepäkke, und fand im Hintergrunde grosse leere Fässer. In einem der-

selben lagen aus Baste geflochtne Matten, er kroch hinein, dekte die Matten über sich, und erwartete nun mit Furcht und Zittern den Ausgang seines Wagstükkes. Bald hörte er Lärm im Schiffe, und fühlte zu seiner innigsten Freude, daß das Schif sich bewegte. Drei Tage und Nächte blieb er auf diesem Schiffe verborgen, litt weder Hunger noch Durst, weil die Schiffer Brod und Bier in Fülle auf dem Schiffe hatten, des Nachts meistens in einem Wirtshause schliefen, und ihm hinlängliche Zeit gönnten, sich in seinem Fasse mit Proviant zu versorgen. Am vierten Tage landete das Schif schon um Mittagszeit, und blieb ruhig am Ufer bis zum folgenden Morgen liegen. Wilhelm sah in der Nacht, daß es nahe an Häusern liege, und wagte sich nicht, ob er gleich die Ausladung befürchtete, ins Freie. Hätte ers gewagt, so würde er wahrscheinlich entkommen sein, denn das Schiff stand beim Mauthhause, und eine Virtelstunde davon endete das Oestreichische Gebiete. Früh erschienen die Mauthbeamten, besahen die Ladung, welche ausgeführt werden sollte, und kamen endlich auch zu den leeren Fässern. Einer derselben zog die Matten heraus, welche Wilhelmen bedekten, und erkannte, da sein Kleid ihn verrieth, in ihm sogleich einen Deserteur. Aller Widerstand war vergebens, er ward gefangen genommen, und sogleich verhört, weil man eine Theilnahme der Schiffer besorgte, und diese dann erst ungehindert fahren ließ, als

Wilhelm alles aufrichtig bekannt hatte. Er ward nach Linz geliefert, und vom Kriegsrechte zum Strange verurtheilt. Der nahe Tod wekte sein Gewissen, er wollte schon, was er bisher nie that, seinen ganzen Lebenslauf aufrichtig bekennen, und sich durch dies reumüthige Bekenntniß vor der künftigen Strafe sichern, als ihm ein gutherziger Korporal heimlich zuflüsterte, daß sichere Gnade zu hoffen sei. Er traute diesem Troste, wanderte standhaft nach dem Richtplazze, und ward dort würklich von dem großmüthigen Obristen des Regiments begnadigt.

Die feste Ueberzeugung, daß er, wenn er noch einmal die Flucht wage, ganz gewiß sterben müsse, würkte kräftig auf sein Herz, und bewog ihn, sein Schiksal in Gedult zu ertragen. Dieser Vorsaz, welcher aus allen seinen Handlungen hervor leuchtete, bewürkte ihn bald ein erträglicheres Loos, und er diente durch zwei lange Jahre tadellos und ohne Strafe. Um diese Zeit mußte sein Regiment nach Böhmen marschiren, es kam als Garnison in eine Stadt, welche nur sechs Meilen von der sächsischen Gränze entlegen war, viele Kompanien wurden in kleinere Städtchen vertheilt, unter diesen befand sich auch diejenige, bei welcher Wilhelm stand. Sein Hauptmann war ein sehr guter, und menschenfreundlicher Mann, noch iung, und ein grosser Liebhaber der Jagd. Durch Zufall erfuhr er erst hier, daß Wilhelm ein Jäger sei, und nahm ihn zu sich,

weil er zu seinem Vergnügen eine Wildbahn gepachtet hatte. Wilhelms Geschiklichkeit in diesem Fache, seine ausserordentliche Fähigkeit im Treffen, machte ihn bald bei seinem Hauptmanne sehr beliebt, er durfte nicht mehr Wache stehen und exerziren, konnte ungehindert den ganzen Tag jagen. Aber eben diese Freiheit ward auch bald der Urstoff seines neuen Unglüks, denn die Möglichkeit, einer glüklichen Flucht reizte ihn täglich mehr, ward endlich zum festen Vorsazze, den er sobald als möglich auszuführen beschloß. Er lebte äusserst sparsam, und sammlete iedes kleine Geschenk, womit der Hauptmann seine Fähigkeit belohnte, um sich eine vollständige Jägerkleidung kaufen zu können, welche er sorgfältig in seiner Kammer verbarg. Er blieb nun einigemal über Nacht auf der Jagd, und entschuldigte sich mit dem Beweise, daß er ein Wild, welches er oft schon am Tage schoß, bis am Morgen belauert habe. Nie ward zu seiner größten Freude diese Entschuldigung bezweifelt, und dadurch die Hofnung, sicher entfliehen zu können, immer mehr gegründet.

Bald hernach ward sein Hauptmann in der Nachbarschaft zu Gaste geladen, und da er bei seiner Rükkehr einige gute Freunde mitbringen wollte, so befahl er Wilhelmen, die Küche indes mit Wildpret zu versorgen. Dieser versprachs, beschloß aber zugleich die günstige Gelegenheit zu benuzzen, pakte seine Jägerkleidung in die Waidtasche und wanderte, als es dämmerte, mit dem

festen Entschlusse, nie wieder zu kehren, aus dem Städtchen. Im nächsten Walde kleidete er sich um, warf alles, was den Soldaten verrathen konnte, von sich, und behielt nur, aus Mangel eines andern, den Säbel. Der ganzen Gegend kundig, ging er auf Nebenwegen nach der Gränze, ruhte die ganze Nacht nicht, und war am Morgen nur noch höchstens zwei Stunden von dieser entfernt. Wie die Sonne aufging, verirrte er sich zwischen Felsen in einem grossen Walde, mußte einige Stunden umher suchen, ehe er eine gebahnte Strasse erreichte. Ungewiß ob er vor oder rükwärts gehe, fragte er einen Jägerpurschen, welcher ihm begegnete, nach dem Wege, dieser beantwortete iede seiner Fragen, ging einige Zeit neben ihm, und lenkte sich dann in den Wald, wo er iagen wollte. Wilhelm ging ungehindert weiter, erreichte das Ende des Waldes, und bald hernach ein grosses Dorf, durch welches er, dem Rathe des fremden Jägers gemäß, seinen Weg nehmen mußte. Ob er gleich nicht entdekt zu werden fürchtete, gerne etwas gegessen hätte, so zwang ihn doch eine geheime Ahndung den Fußsteig zu wählen, welcher hinter dem Dorfe hinabführte. Schon hatte er das Ende des Dorfs erreicht, und wollte wieder auf die Strasse einlenken, als ihn zehn bis zwölf Bauern hastig nacheilten, und ihn sogleich umringten. Ihr Anführer war der Jägerpursche, mit welchem er im Walde gesprochen hatte. Du bist kein Jäger,

sprach dieser zu ihm, du bist ein Deserteur, dein Säbel und Haarzopf beweißt es. Den Paß her, sonst entkommst du nicht! Bei diesen Worten grif er nach Wilhelms Flinte, welche er auf dem Rük-ken trug, und wollte ihm solche entreissen. Wilhelm, der sich verrathen, gefangen, und nun ganz gewiß am Galgen erblikte, zog seinen Säbel, und wie der Jäger nicht weichen wollte, so stieß er ihm solchen in den Leib. Die Bauern erschraken, und gönnten ihm Zeit, seine Flinte zu ergreifen. Wer sich mir naht, den schüsse ich auf der Stelle nieder! rief er aus, und die Bauern flohen. Er eilte nun ebenfalls fort, und quer über Felder und Wiesen nach einem nahen Walde. Erst, wie er diesen erreicht hatte, wagte er es, rükwärts zu blikken, und sah sich von niemanden verfolgt. Den ganzen Tag wanderte er in diesem Walde vorwärts, und blieb, als er das Ende desselben erreichte, bis zur Nacht im Dikkichte liegen. In dieser umging er vier Dörfer, und kam am Morgen zum fünften. Als er auf dem Thurme der Kirche statt des Kreuzes einen Hahn erblikte, war er überzeugt, daß er schon in Sachsen sei, und frühstükte in der Schenke des Dorfs. Niemand fragte nach einem Passe, erst am andern Tage, wie er ein hübsches Städtchen durchwandern wollte, ward er angehalten, und, wie er sich als Deserteur meldete, zum Hauptmanne der Garnison geführt. Dieser fragte zwar, ob er Dienste nehmen wolle, wie er aber, nach seinem erdich-

teten Vaterlande Pohlen reisen zu können, bat, so gab man ihm eine Marschroute, und ließ ihn weiter gehen. Mit dieser durchwanderte er Sachsen und Schlesien, und näherte sich würklich Pohlens Gränzen, weil er sich dort nicht allein sicher dünkte, sondern auch noch überdies gehört hatte, daß man hier geschikte Jäger schäzze, und gerne in Dienst nehme. Er bettelte auf dem weiten Wege höchst selten, weil er immer bei mitleidigen Jägern Herberge fand, oft noch ein gutes Reisegeld empfing.

Schon hatte er am Abend Pohlens Gränze erreicht, bei einem Juden übernachtet, und reiste am Morgen durch einen grossen Wald, als drei in Liverei gekleidete Männer, nebst einem schon etwas alten Frauenzimmer bei ihm händeringend vorüber eilten, ihn nicht einmal zu sehen schienen, und laut iammernd weiter flohen. Ohne die Ursache ihrer Flucht errathen zu können, ahnete er doch Gefahr, untersuchte sein Kugelrohr, und schüttete frisches Pulver auf die Pfanne. Kaum war er einige hundert Schritte vorwärts gegangen, so erblikte er eine umgestürzte Kutsche, an welcher vier Pferde angespannt waren, die vom Schweisse trieften. Eine iunge, sehr schön gekleidete Dame stand nahe dabei, hielt ein Kästgen unter dem Arme, und weinte schreklich. Wilhelm näherte sich ihr. Ach, mein Herr, rief sie schluchzend aus, erbarmen sie sich meiner, Retten, schüzzen sie mich! Führen sie mich auf

Abwege nach der schlesischen Gränze! Kommen sie, sonst werde ich vor ihren Augen ermordet. Ihr Sohn soll groß und herrlich sein! — — Ach kommen sie, ich höre schon Pferde! Ich bin verlohren! Bei diesem Worten sprang sie gleich einem gejagten Rehe in den Wald hinein. Wilhelm folgte ohne Willen und Vorsaz, aber der flehende Ton der schönen Dame hatte sein Herz getroffen, und dies leitete ihn unwillkührlich ihr nach. Die Fliehende, welche nahe Todesangst äusserst schnell trieb, war schon einige hundert Schritte im Walde vorwärts gedrungen, und näherte sich eben einem kleinen Bache, als ein alter, häßlicher Mann in pohlnischer Kleidung nahe an ihm vorüber sprengte, und sie sogleich *erreichte*. Habe ich dich! Habe ich dich wieder! *schrie er*, indem er vom Rosse sprang, die Dame beim Haare ergrif, und so hinter sich her schleppte. Sie schrie erbärmlich nach Hülfe, und krümmte sich gleich einem Wurme am Boden. Der schrekliche Anblik empörte Wilhelms Herz und Sinne, er sprang hinzu. Laßt sie los! schrie er. Nimmer! Nimmer! bis sie nicht mehr athmet! antwortete der Alte schäumend, und schleppte die Leidende weiter. Sie flehte aufs neue, Wilhelm drükte sein Gewehr los, und der Alte sank röchelnd nieder. Ehe Wilhelm ganz hinzu eilen konnte, hatte sich die Dame schon aus der matten Hand des Sterbenden losgewikkelt, wollte sich eben vom Boden aufrichten, als ein Schuß geschah, und

dicht an Wilhelms Kopfe eine Kugel vorbei pfiff. Sein Husar! Sein Husar! schrie die Dame und ergrif schnell den Säbel, welcher an des Todten Seite hing. Wilhelm blikte, durch das Geschrei der Dame aufmerksam gemacht, rükwärts, und sah einen Husaren mit blossem Säbel auf ihn eindringen. Er fluchte schreklich in pohlnischer Sprache, und würde mit dem schreklichen Hiebe, welchen er eben nach Wilhelm führen wollte, sein Leben geendet haben, wenn dieser nicht rükwärts gesprungen wäre, und hinter dem Stamme einer Eiche Schuz gefunden hätte. Er gewann hier Zeit, auch seinen Säbel zu ziehen, aber der Kampf blieb doch äusserst ungleich, weil seines Gegners Säbel noch einmal so lang war, und er ihn damit, ohne sich selbst in Gefahr zu sezzen, leicht erreichen konnte. Schon hatte ihn dieser hinter der Eiche hervorgetrieben, und wollte eben sein Leben mit einem neuen Hiebe enden, als die muthige Dame das Schwerd des Alten dem Husaren in den Rükken stieß, und ihren Retter befreite. Der Husar sank, wie er sich aber wieder empor richten wollte, so vollendete Wilhelm den Mord mit zwei neuen Hieben, von welchen der leztere des Verwundeten Kopf spaltete.

Nun sind wir frei! Nun verfolgt uns niemand mehr! rief die Dame mit einer Art von Frohlokken aus, wären die Schurken nicht entflohen, wir hätten eben so geendet, aber der Tirann war ihnen zu furchtbar, wie sie seine Nach-

folge nur witterten, so verließ sie ihr Muth, und sie flohen schändlich. Ihnen, endete sie, indem sie Wilhelms Hand ergrif, verdanke ich mein Leben, ihnen will ichs vergelten, so lange es dauert. Wilhelm schwieg, denn er wußte nichts zu antworten, und konnte nicht begreifen, wie alle Gefahr geendet sein solle. Ein Blik, welchen er auf die Ermordeten wagte, überzeugte ihn vom Gegentheile. Sie liegen hier gut, sprach die Dame, welche seinen Blik mißdeutete, und wenn sie eine Speise der Wölfe werden, so ists gerechter Lohn. Sie trat nun zur Leiche des Alten, riß mit Wuth einen goldnen Ring von seinem Finger herab, und schleuderte ihn in den nahen Bach. Es ist nun vernichtet, das unauflößliche Band, rief sie aus, auf welches du so kühn getrozzet hast. O es hat mich unzähliche Thränen gekostet, sie flossen oft stärker, als dein schwarzes Blut izt fließt. Ich wollte nicht deine Mörderin werden, auch ward ichs nicht; aber Gott sendete einen rächenden Engel, und forderte dich endlich zur Rechenschaft! Sie sprach diese Worte laut und feierlich, Wilhelm, welcher Entdekkung besorgte, zagte, und erinnerte sie endlich, daß schleunige Flucht äusserst nothwendig sei. Besorgen sie nichts, antwortete die Dame ruhig, mit seinem Tode endet alle meine Gefahr. Ich bin überzeugt, daß er, als er meine Flucht gewahrte, hunderte zur Nachfolge aufbot, ich bin aber noch fester überzeugt, daß alle die hunderte nicht folgten, Gott

auf ihren Knien um meine Rettung flehten, und ihm nur den Tod wünschten. Ich könnte nun kühn zurükkehren, es allen seinen Unterthanen vertrauen, daß ich seine Mörderin ward, und ieder würde eher sein Leben opfern, als mein Verräther werden.

Wilhelm. Aber wenn Fremde uns hier träfen — —

Die Dame. Sie haben recht! Ich vergaß, daß wir in einem Lande sind, wo der Edelmann ungehindert ein Tirann sein kann, und bei den schreklichsten Verbrechen immer noch Schuz findet. O Herr, es war ein Tirann, wie es keinen mehr auf Erden giebt! Ich bin ein Weib, das ächtes Gefühl kennt, aber ich würde meine Augen vernichten, sie selbst den Hunden zum Frasse vorwerfen, wenn sie schwach genug wären, seinem Andenken nur eine kleine Thräne zu weihen. (sich wild lächelnd zum Leichnamme wendend) Mein Fluch folgt dir auch in die Ewigkeit nach, er soll dauern so lange wie diese, er soll bis zu Gottes Throne dringen, und dir die Seligkeit rauben, wenn sie dir der Unendlich-Barmherzige doch gewähren wollte. O ich darf meine Leiden nicht überdenken! Solch eine Rükerinnerung könnte mich wahnsinnig machen. Kommen sie, mein Herr, kommen sie! (nachdenkend) Wir sind nicht weit von der Strasse entfernt?

Wilhelm. Nur einige hundert Schritte.

Dame. Dann würden die todten Körper vielleicht doch entdekt werden.

Wilhelm. Sehr wahrscheinlich, weil überdies der Wald sich bald endet.

Dame. (überlegend) In iedem Falle müssen die That Räuber verübt haben, aber dann müssen wir auch nehmen, was sie bei sich haben. (zu Wilhelm) Sehen sie nach, und behalten sie, was sie finden.

Wilhelm gehorchte. Er fand eine schöne goldne Uhr, und eine reiche Goldbörse, und brachte beides der Dame, welche es ihm wiederholt schenkte, und einzustekken befahl. Sie wollte nun weiter gehen, aber sie vermocht's nicht. Wahrscheinlich hatte sie im schnellen Laufe, oder im Falle einen Fuß verrenkt, izt fühlte sie erst die Schmerzen, und konnte, ungeachtet des Zwanges, welchen sie sich anthat, keinen Schrit machen. Wilhelm trug und schleppte sie bis zum Wagen. Wie sie dort anlangten, sprangen die Bedienten nebst der Kammerfrau aus einem nahen Dikkichte hervor, freuten sich ausserordentlich, ihre Gebieterin gerettet zu erblikken, und baten demüthig ihrer Flucht wegen um Vergebung. Erst als wir die Schüsse fallen hörten, sprach einer der Bedienten, und nun unsre Gebieterin ermordet glaubten, da machte Verzweiflung uns muthig, wir beschlossen vereint zurükke zu kehren, ihren Tod zu rächen, oder an ihrer Seite zu sterben.

Die Dame vergab willig, und freute sich, ihre Getreuen wieder zu sehen. Weil ihr nur wiederkehrt, sprach sie, so ist auch alles vergessen, denn ich kann ohne euern Beistand nicht weiter reisen, und habe Hülfe so nöthig. Alle bemühten sich nun, dem umgestürzten Wagen wieder aufzurichten, da er aber von einer Klafter tiefen Anhöhe hinab gefallen war, und in einer Art von Grube lag, so waren die Bedienten, mit Wilhelmen vereint, nicht fähig, den Wagen aufzuheben, er drükte sie mit der immer sich mehrenden Schwere stets wieder in die Grube hinab. Da sie auf diese Art alle ihre Kräfte vergebens verschwendeten, so beschloß endlich Wilhelm, des Weges kundig, nach dem Dorfe zu laufen, wo er übernachtet hatte, und dort mehrere Leute zur Hülfe aufzubieten.

Die Dame war mit diesem Antrage sehr zufrieden, doch bat sie ihn, seine Flinte vorher zu laden, und ihr solche zum möglichen Schuzze rükzu lassen. Er that's, und eilte nun, ungeachtet der Kutscher ein Pferd ausspannen, und es ihm zum Reiten geben wollte, zu Fusse fort, weil er kein geübter Reiter war.

Das Dorf lag wenigstens eine Stunde weit entfernt, aber Wilhelm erreichte es in weit kürzerer Zeit. Er sah, daß schleunige Hülfe nöthig sei, und eilte deswegen so sehr als möglich, weil er die Dame ganz zu retten wünschte.

Sie hatte ihn vorher schon befragt: Ob er in dieser Gegend wohnhaft sei, und ihm, wie er ihr offen erklärte, daß er nach Brod und Dienst umher wandere, feierlich versprochen, ihn mit zu nehmen, ewig und anständig zu versorgen. Dies Versprechen vermehrte seinen Diensteifer um ein Grosses, er ging sogleich zum Juden, wo er am Abende vorher Herberge genommen hatte, und erzählte ihm, daß eine Dame, deren Wagen im Walde umgestürzt sei, einige Leute zur Hülfe forderte, und sie reichlich zu bezahlen verspreche. Der Jude, welcher hier Gewinn erblikte, sammlete sogleich seine sechs Knechte, spannte seinen Wagen an, und eilte wie er ihn nebst Wilhelm und allen bestiegen hatte, nach dem Walde. Ehe eine halbe Stunde verfloß, langten sie schon in der Gegend an, wo vorher der Wagen lag, aber Wilhelm erstaunte, als er weder diesen, noch die Dame mit ihren Leuten fand. Anfangs glaubte er, sich in der Gegend geirrt zu haben, aber bald überzeugten ihn die am Boden liegenden, zerbrochnen Wagenfenster, daß er sich würklich auf dem rechten Orte befinde. Der Jude schimpfte, die Knechte fluchten, und forderten vereint von Wilhelm die Bezahlung ihrer Mühe, er konnte sie nicht weigern, und zog die Goldbörse heraus, um ihre Forderung zu befriedigen. Der Jude staunte, als er diese erblikte, und sprach mit seinen Knechten pohlnisch, aber alle dankten, als er ihnen sechs Dukaten gab, und liessen ihn ruhig weiter

wan-

wandern. Wilhelm bemerkte, daß der Wagen rükwärts in den Wald hinein gefahren sei, er beschloß der Spur zu folgen, sah, daß er wieder in die Strasse gelenkt habe, und ging nun auf dieser fort. Wie er eine kleine halbe Stunde fortgegangen war, und eben das bestandne Abendtheuer überlegte, hörte er einen Wagen rasseln, und sah bald, den Juden mit allen seinen Knechten hinter ihm heriagen. Er vermuthete einen Anschlag auf seine Börse, welche er so unvorsichtig gezeigt hatte, und verbarg sich nahe an der Strasse hinter einem Strauche, aber die Knechte hatten ihn wahrscheinlich schon vom Ferne gesehen, zogen ihm sogleich hinter dem Strauche hervor, und banden, ohne ein Wort zu sprechen, seine Hände und Füsse mit Strikeu. So warfen sie ihn auf den Wagen, und nun ging es wieder rükwärts. Auf dem Orte, wo vorher der Wagen lag, hielte man an. Ein Knecht bande zwei Reitpferde an den Wagen, und die übrigen legten zu Wilhelms größten Erstaunen die zwei Leichname der Ermordeten neben ihn in den Wagen. Ob er sich gleich schaudernd in einen Winkel drängte, so berührte ihn der todte Alte doch bei iedem Stosse des Wagens, und besudelte ihn mit seinem Blute. Die Knechte gingen mit grossen Knitteln neben den Wagen her, und führten Wilhelmen nach dem Dorfe zurük. Hier erfuhr er erst die Ursache seiner Gefangenschaft, und die Gewißheit, daß man ihn für den Mörder der Lei-

chen halte. Ich will beides in Kürze erzählen: Wie Wilhelm den Juden im Walde verließ, erblikte der leztere unfern von der Strasse zwei gesattelte Pferde, welche ruhig auf einem kleinen Graßflekke weideten. Er sande seine Knechte hin, die Pferde wollten sich nicht fangen lassen, und liefen bis an den Bach hinab, dort glükte es den Knechten sie zu fangen, in eben dem Augenblikke erblikte aber einer derselben die todten Körper, und rufte den Juden herbei. Dieser entdekte sogleich die Kennzeichen eines gewaltsamen Mords, erinnerte sich, daß er an Wilhelms Hand und Hemde einige Blutflekke bemerkt habe, und folgerten sogleich, daß er der Mörder dieser Todten sein müsse. Die volle Goldbörse, welche er in seiner Hand sah, und die so offenbar seinem Anzuge widersprach, bestärkte ihn in dieser Vermuthung, und da alle überzeugt zu sein glaubten, daß Wilhelm sie wahrscheinlich blos aus der Absicht nach dem Walde gelokt habe, um den Verdacht des Mordes auf sie zu wälzen, so beschlossen sie vereint, dem Mörder nachzusezzen, und diesen dem Gerichte zu überliefern. Die That gelang, und Wilhelm wurde nun dem Richter des Dorfs zur weitern Beförderung überliefert. Ehe dies geschah ereignete sich ein Zufall, welcher es augenscheinlich bewieß, daß Wilhelm der Thäter und Mörder sei: Einer der Knechte hatte auf dem Plazze des Kampfes Wilhelms Säbel gefunden, und mit sich genommen, izt sah er an

Wilhelms Seite eine leere Scheide hängen, und versuchte: Ob der gefundne Säbel in diese passe? Da dies ganz natürlich geschah, so zweifelte keiner mehr, und Wilhelm mühte sich vergebens, seine Unschuld zu vertheidigen. Er ward nun visitirt, und wie man nebst der Goldbörse auch eine sehr prächtige Uhr bei ihm fand, aufs neue gefesselt. Er sah ein, daß iede Vertheidigung und Erzählung der reinen Wahrheit vergebne Mühe sei, aber er nahm sichs auch fest vor, bei erster Gelegenheit alles aufrichtig zu bekennen, und iede Schuld auf die fremde Dame zu wälzen, welche ihn ganz wider Willen in diese traurige Lage versezt, und am Ende so schändlich verlassen hatte.

Einige Stunden mußte er gebunden und bewacht im Hofe des Richter liegen, und allen Bewohnern des Dorfes zur Schau dienen. Keiner reichte ihm einen Trunk Wasser, ob er gleich anhaltend darum flehte, ieder besorgte, daß er die Beweise seines Mords, die häufigen Blutflekke damit abwaschen wolle. Endlich ward er, von zwölf Bauern begleitet, weiter transportirt, doch legte man ihn nicht mehr an der Ermordeten Seite, sondern führte diese auf einem besondern Wagen nach. Wie sie durch einen andern Orte fuhren, und seine Wächter bei einem Juden Brandwein tranken, erkannte dieser an der Schabrake des Husarenpferdes das gestikte Wappen eines Sarosten, und schwur hoch und theuer, daß sein Mörder ganz gewiß lebendig gespießt werden würde.

Wilhelm hörte diese schrekliche Nachricht mit Schaudern, und verfluchte in seinem Herzen die Dame, welche ihm dies Unglük bereitet hatte.

Erst als es dämmerte, langte man mit ihm auf einen alten halb eingefallnen Schlosse an. Hunde bellten schreklich neben seinem Wagen, viele Menschen sammleten sich um ihn her, sprachen aber in pohlnischer Sprache. Endlich hob man ihn vom Wagen herab, lößte seine Bande, und fesselte ihn aufs neue mit schweren Ketten. Er ward anfangs nach einer grossen, vom Rauche sehr geschwärzten Stube geführt, von allen Anwesenden sehr genau betrachtet, aber von keinem befragt, und endlich eine Treppe abwärts nach einem finstern Keller gebracht, in welchem man ihn, als er nicht eintreten wollte, mit Gewalt hinabstieß, und die Thüre sogleich versperrte. Hier schmachtete er zwei Tage lang auf dem nassen, feuchten Boden, ein alter finsterer Mann brachte ihm täglich mit einem brennenden Spane in der Hand, Brod und Wasser, er bat allemal dringend, so bald als möglich verhört zu werden, aber der Alte schüttelte mit dem Kopfe, und antwortete nur in pohlnischer Sprache.

Am Morgen des dritten Tages traten mehrere Wächter in sein Gefängniß, sie winkten und er folgte. Man führte ihn nach dem Vorhofe, wo er auf einen Wagen gesezt, und, von fünf Husaren begleitet, weiter geführt wurde. Er wollte

mit den Husaren sprechen, aber sie antworteten gleich dem alten Wächter nur in pohlnischer Sprache. Es ging rasch vorwärts, zweimal wurden Pferde und Wagen gewechselt, und Wilhelm glaubte wenigstens acht deutsche Meilen weit gefahren zu sein, als er eine nicht allzugrosse Stadt erblikte, welche in einem tiefen Thale, nahe an einem grossen Flusse lag. Ehe er solche erreichte, führte die Strasse am Hochgerichte vorüber; mehr als zehn Körper hingen am Galgen, und auf den umherstehenden Rädern lagen beinahe eben so viel. Wie er trauernd dahin starrte, und die Vollendeten beneidete, schüttelte ihm ein iunger Husar aus seinen Tiefsinne empor, und deutete lachend, aber mit ausdruksvoller Pantomine, daß er diese Gesellschaft bald vermehren werde. Er weinte bitterlich, und es schien ihm, als ob die Uebrigen den Spott ihres Kammeraden mißbilligten, dann er ritt auf ihren Ruf vorwärts, und überließ ihn seinem eignen Gefühle. Er wurde mitten durch die Stadt nach einem hohen Thurme geführt, dort zwei Wächtern übergeben; welche ihm eine hohe finstere Treppe hinauf schleppten, und endlich in einem engen Kerker, der aber doch durch ein enges Fensterlein etwas Licht erhielt, verwahrten. Bald hernach brachte ihm einer derselben Stroh, und, was er schon drei Tage nicht genossen hatte, eine warme Suppe. Ob sie gleich sehr schlecht war, so genoß er sie doch mit Begierde, und suchte nebenbei von seinem Wärter

zu erfahren: Wo er sich befinde, und was hier mit ihm geschehen werde? Aber dieser sprach ebenfalls nur pohlnisch, und konnte, so gutherzig und willig er auch schien, keine seiner Fragen beantworten.

Drei, oder vier Wochen, denn er hatte die Zeit nicht so genau bemerkt, mußte er in diesem Kerker sizzen; ward, ungeachtet er täglich bat und flehte, nicht verhört, aber doch menschlich behandelt, und erhielte iede Woche dreimal warme Speise. Wie schon Verzweiflung an seinem Herzen nagte, und er des Lebens satt und müde war, trat ein Geistlicher in seinen Kerker, der ihn freundlich grüßte, und sich, wie der Wächter fortgegangen war, die Geschichte seines Leidens erzählen ließ. Mein Sohn, sprach er lächelnd, wie Wilhelm geendet hatte, dir kann und wird geholfen werden, wenn du vor Gerichte, vor welchem du morgen erscheinen sollst, die ganze Geschichte verschweigst, dich unbedingt zum Morde des Starosten bekennst, und solchen mit noch einigen aus Raubsucht verübt zu haben vorgiebst. Entschlüssest du dich nicht zu dieser Aussage, und bekennest du Wahrheit, so stürzest du dieienigen, welche dich retten wollen, und würklich retten können, selbst ins Verderben, und bist mit ihnen unwiederbringlich verlohren. Die Erzählung des Juden, seine Aussage, daß du ihm zum Beistande einer Dame nach dem Walde berufen habest, hat schon Verdacht erregt, erklärst du

nun dies Vorgeben nicht für Unwahrheit, so bleibt dieser Verdacht haften, und man kann nicht handeln, wie man zu handeln wünscht. Befolgst du aber meinen Rath, bekennst du, was ich dir zu bekennen auftrage, so schwöre ich dir, bei dem Gotte, welchen ich schon so lange diene, bei meinen grauen Haaren, und bei dem Verluste meiner Seligkeit, daß dir kein Haar auf deinem Haupte gekrümmt werden soll, du bald gerettet, und noch lange vergnügt und glüklich leben sollst. Wilhelm, der hier List und Verderben nicht ohne Grund ahnete, weigerte hartnäkkig die Erfüllung des so gefährlichen Rathes, wie ihm aber der Priester deutlich bewieß, daß man dies Bekenntniß zur Sicherheit der Dame, welche sich aus wichtigen Ursachen noch in Pohlen befinde, höchst nöthig habe, und es blos aus dieser Absicht fordere, so wankte Wilhelm, und versprach endlich alles zu erfüllen, weil ihm am Ende der Priester bewieß, daß man alsdann seine Befreiung um so mehr beschleunigen müsse, weil er ia allemal, wenn er sich betrogen fühle, die falsche Aussage widerrufen, und die ächte Wahrheit bekennen könne.

Der Priester unterrichtete ihm in allen, was er vor Gerichte aussagen solle, und schied mit der wiederholten Versichernng, daß er nicht zehn Tage lang mehr im Kerker schmachten werde. Noch ein Grund bewog Wilhelmen zur Erfüllung des geheischten Bekenntnisses, der Priester hatte

sichs einigemal merken lassen, daß man, wenn er sich hartnäkkig weigern würde, alle mögliche Mittel anwenden werde, sein nahes Verhör zu verhindern, und ganz unmöglich zu machen. Er besorgte daher mit Recht schnellen und heimlichen Tod im Kerker, und wollte sich also lieber mit der Hofnung zur Freiheit laben. Abends empfing er sehr gute Speisen, und selbst Wein zum Getränke, dies bewies deutlich, daß der Wächter gewonnen, und Hofnung zur Freiheit vorhanden sei.

Am andern Morgen ward er würklich zum Verhöre geführt. Viele Herren sassen an einem Tische, und legten ihm wechselsweise die Fragen zur Beantwortung vor. Er bekannte, daß er ein Soldat, mit noch zwei andern Kammeraden aus Böhmen desertirt, und durch Sachsen und Schlesien nach Pohlen gewandert sei, um dort Dienste zu suchen. Ihr weniges Geld war verzehrt, und niemand wollte sie mehr beherbergen, nur Wilhelmen glükte es einige Groschen von einem Reisenden zu erbetteln, und dieser konnte daher nur, wie sie in Pohlen anlangten, bei dem Juden Herberge nehmen, seine Kammeraden mußten weiter wandern, und im nahen Walde ein Nachtlager suchen. Wie er früh eben die Strasse wanderte, fand er sie Verzweiflungsvoll und hungernd unter einem Baume, sie schwuren vereint, den ersten Reisenden, welcher ihnen begegnen würde, zu berauben, und da Wilhelm keine Möglichkeit

sah, sie eines andern zu bereden, so vereinigte er sich mit ihnen zu gleichem Bunde. Etwann eine halbe Stunde nachher begegnete ihnen der alte Staroste, er iagte schnell gegen sie an, und fragte hastig: Ob sie keiner Kutsche begegnet wären, in welcher eine iunge Dame gesessen sei? Wie sie solches verneinten, spornte er sein Pferd aufs neue, aber Wilhelm schlug in diesem Augenblikke sein Gewehr an, und schoß ihn vom Pferde herab. Sie schleppten ihn von der Strasse abwärts, und wollten ihn eben berauben, als sein Husar, den sie nicht bemerkt hatten, wüthend und mit blossen Säbel auf sie eindrang, sie kämpften lange, und seine beiden Kammeraden ermordeten ihn endlich.

Wilhelm ward nun befragt: Warum er den Juden unter dem Vorwande, daß eine iunge, schöne Dame mit dem Wagen gestürzt sei, nach dem Walde gelokt habe? Meine Kammeraden, antwortete er, wollten den Werth der schönen Kleider der Ermordeten und ihrer Pferde nicht missen, und doch konnten wir solche, ohne Verdacht zu erregen, nicht mit uns nehmen. Es ward daher beschlossen, daß ich den Juden, bei welchem ich diese Nacht geherbergt hatte, und der in seinem Leibgürtel vieles Geld bei sich trug, unter irgend einem Vorwande nach dem Walde lokken sollte. Wir wollten ihm dann, fuhr Wilhelm zu erzählen fort, die Kleider und Pferde zum Verkaufe antragen, und werde er den Handel

nicht eingehen, ihn binden, sein Geld rauben, und dann erst die ganze Beute theilen. Ich sann den ganzen Weg auf einen schiklichen Vorwand, und fand einen, endlich brachte mich die Frage des Alten auf den Gedanken, im Namen einer Dame, deren Wagen im Walde umgeworfen habe, seine Hülfe anzuflehen. Ich hofte, daß er höchstens nur einen Knecht mit sich nehmen werde, aber ich betrog mich, und konnte nicht widersprechen, als er so viele mit nahm. Wahrscheinlich waren meine Kammeraden durch einen Zufall verjagt worden, denn sie hatten vorher versprochen, während meiner Abwesenheit die Ermordeten ganz auszukleiden, ihre Körper irgendwo zu verbergen, und mit den Kleidern und Pferden meiner am Wege zu harren, da aber nichts von allen geschehen war, so mußten sie schnell entflohen sein, und ungeachtet ich, wie ich mich von den Juden getrennt hatte, sie durch allerhand Zeichen zu lokken suchte, so antwortete doch keiner.

Wie man noch manche Fragen an ihm gestellt, und er iede derselben auf ähnliche Art beantwortet, auch sogar die Person und Kleidung seiner erdichteten Kammeraden beschrieben hatte, so ward er nach dem Gefängnisse zurükgeführt. Nachmittags besuchte ihn der Geistliche, und dankte ihm im Namen der Dame aufs innigste. Du wirst, fügte er hinzu, es einst schon erfahren: Warum deine Aussage so äusserst nöthig war? Izt pflege und stärke dich zur bevorstehenden Flucht,

sie wird meinem Versprechen gemäß, nächstens und ganz sicher beginnen. Wilhelm speißte und trank nun ieden folgenden Tag sehr gut, auch ward sein Kerker allemal durch den freundlichen Wächter einige Stunden lang geöfnet, und er konnte ungehindert auf einen kleinen Gang treten, dort durch eine kleine fensterlose Oefnung die freie Luft, und eine reizende Aussicht nach der Stadt genüssen. Als auf diese Art sechs Tage verflossen waren, Wilhelms Hofnung schon sank, und den nahen Freiheitsgenuß oft verbitterte, trat der Wächter am Abende zu ihm ein, und balbirte seinen grossen Bart, doch ließ er einen Stuz oder Knebelbart, wie ihn die Pohlen zu tragen pflegen, stehen. Ungeachtet er manches dagegen einwande, so mußte ers doch am Ende ruhig dulden, als er ihm auch seine schönen Haare abschor, und durch Mienen zu verstehen gab, daß dieses alles höchst nothwendig sei. Der Geistliche, welcher nun auch zu ihm eintrat, bestätigte die pantomimische Versicherung des Wächters, und brachte ihm eine schöne pohlnische Kleidung, welche er sogleich anziehen mußte. Mit dem Versprechen, daß er diese Nacht sicher befreit werden würde, verließ er ihn, und Wilhelm harrte der süssen Freiheitsstunde mit Begierde entgegen.

Schon hatte die Glokke zwölf geschlagen, als die Thüre seines Kerkers leise geöfnet ward, und einige Personen zu ihm eintraten. Er hörte, wie sie etwas im Kerker niederlegten, und fragte

nach der Ursache. Sei gutes Muths, antwortete die bekannte Stimme des Geistlichen, dein Befreier naht! Mit diesen Worten verliessen alle den Kerker, und Wilhelm tappte im Finstern umher. Kalter Schauer überströmte seinen Rükken, und banges Schreken füllte sein Herz, als er über etwas stolperte, niederstürzte, und einen kalten, ganz nakenden Leichnam unter sich fühlte. Vergebens suchte er seine Sinne von einem möglichen Irrthume zu überzeugen, jeder neue Grif, den er wagte, bestätigte die Wahrheit deutlicher. Die Hofnung zur Freiheit schwand, Leichenduft erfüllte seinen Kerker, und würkte mächtig auf ihn, er ahnete Betrug, Spott und Verderben, und warf sich weinend auf sein Strohlager. Bald fuhr er aber wieder horchend empor, als er neue Tritte, und die Thüre abermals öfnen hörte. Kein Licht folgte dem Eintretenden, er konnte nichts sehen, hörte nur umhertappen. Eine Hand ergrif ihn endlich am Kleide, zog ihn vom Lager auf, und hinter sich her; er folgte, und ward die Treppe hinabgeführt. Am Ende derselben sprach sein Führer mit einer andern Person sehr leise, er glaubte in der Stimme des erstern seinen Wächter zu erkennen, er hörte Geld klirren, der Fremde übernahm ihn, sie wanderten durch einen engen Gang weiter, und endlich durch eine kleine Thüre ins Freie. Die Nacht war dunkel, er konnte selbst hier seinen Führer noch nicht erkennen, sah nur, daß er gleich ihm,

als ein Pohle gekleidet sei. Er ging schnell voran, führte ihn durch verschiedne Gassen, endlich in ein grosses Haus, und durch dieses in einen geräumigen Vorhof, aus welchem sogleich auf seines Führers Ruf eine mit vier Pferden bespannte Kutsche herbeifuhr. Zwei Bediente hoben Wilhelmen in den Wagen, sein Führer folgte, und die Kutsche rollte schnell und ungehindert fort. Wilhelm blikte durchs ofne Fenster, und überzeugte sich bald, daß die Stadt schon hinter seinem Rükken lag. Die Last, welche schon so lange auf seinem Herzen ruhte, schwand nun mit iedem Athemzuge, und süsser Freiheitsgenuß füllte es, er drükte seines Führers Hand männlich, und dankte ihm nur mit abgebrochnen Worten. Der Führer antwortete Anfangs gar nicht, wie aber Wilhelm bald freier sprach, und zu fragen begann, so erklärte er in pohlnischer Sprache, daß er nicht deutsch zu antworten fähig sei. So sehr dies auch Wilhelms Verwunderung erregte, so mußte er am Ende doch seine Neugierde gefangen nehmen, weil sein Begleiter iede seiner neuen Fragen mit einem Niks versteh beantwortete. Wie es tagte, fütterte der Kutscher, welcher nebst den Bedienten auch nur pohlnisch sprach, die Pferde im Walde, und Wilhelm frühstükte mit seinem stummen Begleiter Schinken und Wein. Am Abende kehrten sie auf einem schönen Schlosse ein, Wilhelm ward sogleich nach einem besondern Zimmer geführt, dort sehr gut bewirthet, und

von einem der Bedienten ehrfurchtsvoll bedient. Wie Wilhelm noch an seinem Abendmale zehrte, traten zwei Damen ins Gemach, eine derselben war schwarz gekleidet, und trug einen dichten Schleier. Beide blieben einige Zeit stillschweigend stehen. Wilhelm stand auf, und machte stumme Bükling. Lassen sie sich nicht stöhren, sprach die Dame im bunten Kleide, wir sind irre gegangen, und bitten um Vergebung. Mit diesen Worten entfernten sie sich, Wilhelm wollte folgen, aber die verschloßne Thüre überzeugte ihn, daß man ihn immer noch als einen Gefangnen behandle. Ohne viel darüber nachzudenken, ruhte er herrlich im weichen Bette, dessen wohlthätige Pflege er so lange nicht genossen hatte.

Als er früh erwachte, und ans Fenster trat, dekte tiefer Schnee die ganze Gegend, es schneite noch immer, und der Sturmwind heulte fürchterlich, ihm behagte es im warmen Gemache, und graute vor der nahen Abreise, aber niemand forderte ihn dazu auf, und er ward, wie Tags vorher gut bewirthet und bedient, aber sein Zimmer blieb auch diesmal verschlossen, und niemand besuchte ihn. Erst am Morgen des dritten Tags, wie das Wetter heiterer ward, erschien sein stummer Führer, überreichte ihm einen schönen Pelz, und führte ihn nach einem bereitstehenden Schlitten. Er selbst bestieg mit einem Bedienten einen andern, und alle fuhren sogleich ab.

Diese neue Reise dauerte acht Tage, sie fuhren äusserst schnell, und kehrten iede Nacht in elenden Wirthshäusern ein. Am lezten Tage ging der Weg durch wilde, unbewohnte Gegenden, erst am Abende erreichten sie ein kleines Dorf, und bald hernach ein altes, aber wohlgebautes Schloß, welches auf einem Felsen lag, und mit einer Zugbrükke versehen war. Aeusserst angenehm war es ihm, als er den alten Kastellan, und seine iunge, schöne Tochter sehr gut deutsch sprechen hörte, aber auffallend war es ihm auch, als sein Führer, den der Kastellan sehr erfurchtsvoll bewillkommte, in eben dieser Sprache sehr geläufig antwortete, und diesem gebot, die Zimmer für den fremden Herrn zu öfnen. Wilhelm fand diese sehr schön, schon geheizt, sehnte sich aber vergebens nach der Gesellschaft seines Führers, denn dieser erschien nicht, und nur der gewöhnliche Bediente brachte ihm die Speisen.

Erst am andern Morgen trat er ins Zimmer, zwei Knechte trugen ihm einen grossen Koffer nach, und stellten diesen stillschweigend neben seinem Bette nieder. Er selbst lächelte, und reichte ihm endlich freundlich die Hand. Retter meiner Schwester, sprach er, ich bin dir vielen Dank schuldig, und komme dir ihn abzustatten, ehe ich wieder in ihre Arme rükkehre. Du bist nun in Sicherheit, und es hängt blos von dir ab, deine künftigen Tage so angenehm als möglich zu durch-

leben, meine dankbare Schwester wird alles, was in ihren Kräften steht, dazu beitragen, um dir solche zu versüssen. Damit du aber nicht grübelst, nicht fragst, und dadurch ihr unwillkührlicher Verräther wirst, will ich dir alles erzählen, was dir bisher auffallend und dunkel scheinen mußte; dann hoffe ich aber auch ganz gewiß, daß du ewig schweigen und unser Vertrauen nicht mißbrauchen wirst.

Wilhelm versprachs, und sein Führer begann die Erzählung: Unser Vater war ein Landedelmann, wie es deren so viele in Pohlen giebt; reich an Ahnen, arm am Gelde, besaß er nichts als einen kleinen Hof, der kaum fähig war, einen Bauern zu ernähren, und doch uns alle, nebst einem alten Knecht oder Bedienten ernähren mußte. Unsre Mutter war schon lange gestorben, und der Vater drohte ihr bald nachzufolgen, als ein alter Staroste an unsrer Hütte vorüber ritt, meine Schwester sah, sprach, oft besuchte, endlich rasend liebte, und vom Vater zur Frau begehrte. Der Antrag war mir und meinem Vater äusserst angenehm, meiner Schwester aber um so schrekbarer, weil er nicht allein ein alter, sondern auch ein garstiger, häßlicher Mann war, und sie ihn nicht lieben konnte; doch war sie nicht allein schön, sondern auch vernünftig, daß sie um des Glükkes willen, welches unsrer ganzen Familie neuen Glanz geben konnte, nicht widersprach, und einen Theil ihrer Jahre aufzuopfern be-

beschloß, um den übrigen und grössern Theil derselben zufrieden und vergnügt zu genüssen. Der verliebte Staroste gründete diese Hofnung nach unserm Wunsche, er hatte schon zwei Weiber gehabt, mit ihnen aber keine Kinder gezeugt, und sezte im Voraus meine Schwester zur Erbin seines beinahe unermeßlichen Vermögens ein, wenn er auch mit ihr keine Kinder zeugen sollte, doch wards ausdrüklich bedungen, daß sie sich durch keine Ehescheidung von ihm trennen sollte. Mir schenkte er noch vor der Hochzeit zwei schöne Güter, und sezte mich dadurch in den Stand, meine Geliebte zu heurathen, die ich vorher aus Mangel an Versorgung nicht heurathen konnte. Wir wurden an einem Tage auf ewig verbunden, ich sah meiner armen Schwester Thränen nicht, weil ich nur mein Glük fühlte, und bezog unbekümmert mit meinem geliebten Weibe die Güter, welche mir der Staroste geschenkt hatte. Mein Vater folgte der Schwester nach ihrer neuen Residenz, lebte aber nur einige Monate, und ward von ihr mit vielen Thränen begraben, weil er allein vermögend war, die mürrische Laune des alten Starosten zu besänftigen, und seine stets thätige Eifersucht zu hindern. Anfangs besuchte ich die Dulderin oft mit meinem Weibe, aber bald ward unser Besuch dem Alten lästig, und er erklärte mit trokkenen Worten, daß es ihm angenehmer wäre, wenn wir künftig nicht unberufen erscheinen würden. Da dieser Ruf aber nie erfolgte, so erhielte ich

selten von meiner Schwester Nachricht, mußte oft von Fremden hören, daß er sie tirannisch quäle, ärger als eine Magd behandle, ganze Monate in einem abgelegnen Zimmer versperre, oft täglich aus höchst ungegründeter Eifersucht prügle und peitsche. Ich fühlte ihr Leiden tief, konnte es aber nicht lindern, weil Vertheidigung ihrer gekränkten Rechte seine Wuth noch mehr gereizt, mich selbst unglüklich gemacht hätte. Wie zwei Jahre ihres Leidens verflossen waren, schrieb sie mir einst durch einen vertrauten Boten, daß ihr Leiden sich täglich mehre, und sie es zu ertragen nicht mehr fähig sei. Tod oder Flucht muß mich, fügte sie hinzu, aus den Händen des Tirannen retten, ehe ich aber einen dieser Entschlüsse ausführe, erhältst du, wenn es möglich ist, noch Nachricht von deiner unglüklichen Schwester. Ich widerrieth ihr sehr natürlich beides, ermahnte sie zur Ausdauer, und hofte das Beste; aber bald erfuhr ich zu meinem Erstaunen, daß sie würklich entflohen sei. Ihr namloses Unglük hatte das Mitleid aller Schloßbewohner erregt, ieder wünschte ihr helfen, sie retten zu können. Mit Hülfe ihrer alten Kammerfrau führte sie ihre Flucht glüklich aus, diese beredete einige Bediente zur Mitwürkung, und wie der Alte einst auf eine Bäreniagd auszog, so war das Wagstük unternommen. Ein verkleideter Bote brachte die erdichtete Nachricht, daß ich vom Pferde gestürzt sei, und meine Schwester noch einmal zu sehen

wünsche. Sie befahl sogleich anzuspannen, man vollzog ihren Befehl, weil er schon verabredet war, und ehe die Uebrigen nur die Möglichkeit eines Betrugs einsehen, oder entdekken konnten, war sie schon mit dem grösten Theile ihrer Kostbarkeiten entflohen. Um sich nicht der Wuth des betrognen Alten auszusezzen, sande der Kastellan einen Eilboten an ihn nach dem Forste ab. Ich wollte eben mit meinem Weibe schlafen gehen, als er gleich einem Rasenden in mein Schlafzimmer stürzte, und wie er mich gesund erblikte, sogleich den Betrug entdekte. Seine Wuth war nun schreklich, er schwur der Entflohnen bis an das Ende der Welt zu folgen, und die Ungetreue mit eigner Hand zu morden. Mit dieser schreklichen Erklärung eilte er fort, und hörte meine Bitte nicht. Mein Weib bewog mich, ihm zu folgen, um Unglük zu verhüten; immer folgte ich seiner Spur, konnte ihn aber nicht erreichen, weil ich oft weilen mußte, um nachzufragen. Ich erfuhr bald, daß er durch ähnliche Nachfrage den Wagen meiner fliehenden Schwester entdekt habe, und ihm nun unausgesezt nachiage. Als auch ich endlich bei diesem anlangte, warst du schon der Retter meiner Schwester geworden, und nach dem Dorfe geeilt, um Hülfe herbei zu hohlen. Meine Schwester erzählte mir den Tod ihres Mannes, und heischte meinen Rath. Ich hatte deutlich gehört, daß der Starosie von meinem Schlosse aus einen reitenden Boten an seinen

Kastellan mit dem ausdrüklichen Befehle abgesandt hatte, ihm so schleunig als möglich zu folgen, ich mußte fürchten, daß dieser bald erscheinen könnte, und rieth meiner Schwester schnelle Flucht. Wie sie mich eben von der Unmöglichkeit überzeugen wollte, erblikte sie den umgestürzten Wagen stehend, und bat mich, da ihr Fuß immer stärker schmerzte, sie dahin zu tragen, ich thats, und befahl, da ich izt Flucht über die Gränze für unnöthig, so gar für schädlich achtete, auf Nebenwegen nach meinem zweiten Gute, welches nur eine Meile vom Walde entfernt lag, zu fahren. Du verwunderst dich wahrscheinlich, wie mit einmal der umgestürzte Wagen stehen konnte, ich erfuhr erst zu Hause die Ursache, denn ich war ganz allein gefolgt, und hatte niemanden zur Hülfe mitgebracht. Schon wie du nach dem Dorfe gegangen warst, erinnerte sich erst der Kutscher, daß er eine Maschine bei sich habe, mit welcher man den Wagen in die Höhe winden könne, er versuchte sie, und, indem er die Pferde immer einen Schritt vorwärts ziehen ließ, gelang es ihm nach und nach den Wagen auf den Rand der Grube zu bringen, von wo er ihn, vereint mit den Bedienten, leicht ganz in die Höhe heben konnte. Furcht und Angst iagten uns rastlos fort, und wie eines der Kutschpferde für Mattigkeit zu Boden sank, mußte mein Reitpferd an seiner Stelle ziehen. Erst, wie wir auf meinem Schlosse anlangten, erinnerte sich meine Schwester deiner,

und der so ganz natürlichen Verlegenheit, in welcher du dich befinden würdest; ich mußte sogleich aufs neue abreisen, um dich aufzusuchen, und zu ihr zu führen. Nirgends fand ich dich, bis ich endlich im Dorfe deine Gefangenschaft und zugleich die Entdekkung der ermordeten Körper erfuhr. Unser ganzer Plan schien nun vereitelt. — — Doch von diesem muß ich dich erst unterrichten: Nach dem Testamente, welches der Staroste vor seiner Heurath mit meiner Schwester unterzeichnet, und welches ich nach meines Vaters Tode in Verwahrung genommen hatte, war sie die Universalerbin seines ganzen Vermögens. Um nun dieses Rechtes nicht verlustig zu werden, und allen Verdacht von sich zu entfernen, rieth ich ihr, mir nach meinem Schlosse zu folgen, und von da ohne Scheu in die Residenz des Starosten rükzukehren. Schon war es unter uns verabredet, daß ich ihr dahin folgen, und unter dem Vorwande, den rükkehrenden Starosten von der Unschuld meiner Schwester zu überzeugen, so lange bei ihr weilen solle, bis man seinen Tod entdekket, oder durch unverdächtiges Nachsuchen selbst ausfindig gemacht habe.

Die sichere Vermuthung, daß du im ersten Verhöre alles gestehen, und eben so natürlich meine Schwester ins Unglük stürzen würdest, trieb mich dir nach. Man hatte dich auf das Schloß eines mir bekannten Edelmanns gebracht, ich erfuhr zu meinem größten Vergnügen von ihm,

daß er dich nicht verhören, sondern ohne weiters an den Waiwoden absenden werde. Ich versprach die ermordeten Körper selbst dahin zu begleiten, um sie alsdann nach gerichtlicher Untersuchung zur Erde zu bestatten. Ich eilte schnell voran, und erhielte vom Gerichte das Versprechen, daß man dich nicht eher verhören werde, als bis ich rükkehren würde, um als ein naher Anverwander des Starosten dem Verhöre beiwohnen zu können.

Anfangs wollte ich dich unter dieser Zeit sogleich aus dem Gefängnisse retten, wie aber unterdessen die Aussage des Juden, der immer von einer Dame im Walde sprach, unter den Anverwandten des Starosten lautbar ward, und diese die reiche Erbschaft nicht missen wollten, so hörte ich von vielen die dunkle Vermuthung, daß meine Schwester wahrscheinlich Antheil am Morde habe, und daher seine Erbin nicht sein könne. Dies änderte meinen Plan, und du siehst nun leicht ein, wie höchst nöthig es war, dich vorher wenigstens einmal verhören zu lassen, um dadurch allen Verdacht zu tilgen, und meiner Schwester die Erbschaft zu sichern.

Da ihre zwar zaghafte, aber äusserst ergebene Begleiter, schon vorher eidlich aussagten, daß sie mit ihr zwar würklich auf dem Wege nach dem Walde, hinter dem lezten Dorfe aber links hinab nach meinem zweiten Gute gefahren wären,

so ward es auch wahrscheinlich, daß der nacheilende Staroste sie in diesem Walde suchen konnte, und niemand konnte es meiner Schwester verdenken, daß sie, seiner bekannten Tirannei müde, bei ihrem Bruder Schuz suchte, um durch seine Vermittlung ihn zu einer künftigen, bessern Behandlung zu bewegen.

Ich danke dir in ihrem Namen, daß du der Versicherung des von ihr abgesanden Priesters trautest, und dadurch auch der Retter ihres so ansehnlichen Vermögens wurdest. Sie würde jedes Vergnügen ihres künftigen Lebens mit dir getheilt, dich stets an ihrer Seite behalten, und als Bruder geliebt haben, wenn nicht mögliche Entdekkung zu besorgen wäre. Deswegen mußte ich dich hieher führen, wo du ruhig und ohne Gefahr leben kannst. Dies Schloß liegt zwar nahe an der türkischen Gränze, aber es hat der ländlichen Reize viele, die du ungehindert genüssen kannst. Du bist hier unumschränkter Herr, und darfst befehlen, wie du willst. Der Kastellan glaubt, daß du ein deutscher Offizier seist, wegen einem Duelle flüchten mußtest, und als ein entfernter Anverwander bei uns Schuz gefunden hättest. Er wird dich Herr von Hagenbusch nennen, widersprich ihm nicht, und genüsse des Rechts, als Herr befehlen zu können. Künftigen Sommer wird meine Schwester alle ihre Besizzungen und auch diese besuchen, dann erwartet sie deine ofne Erklärung: Ob du künftighin fer-

ner hier leben, oder aufs reichlichste von ihr belohnt nach Deutschland rükkehren willst? Vor izt ist aber dieser Zufluchtsort der sicherste für dich, und da du, schon ehe sie dich kennen lernte, deiner Erzählung gemäß Pohlen zu deinem künftigen Aufenthalte bestimmtest, so hoft sie, daß du ihre Wahl billigen wirst.

Verzeih, daß ich bisher nur dein stummer Begleiter war, noch wußte ich nicht, wie man deine Flucht nehmen könne, ob nicht vielleicht gefährliche Folgen daraus entstehen würden, die jede ofne Erzählung noch gefährlicher machen könnte, aber diese Nacht erhielte ich durch einen Eilboten von meiner Schwester die angenehme Nachricht, daß man dich ohne Verdacht unter dem Galgen begraben habe, und du nun sicher als Herr von Hagenbusch hier wieder glorreich auferstehen kannst. Du staunst? Erinnerst du dich denn nicht mehr des toden Körpers, welchen wir, ehe wir dich retteten, nach deinem Kerker schleppten? Er ward nach deiner Flucht von dem Wächter mit deinen Kleidern bekleidet, und da er schon einige Tage vorher gemeldet hatte, daß du krank zu sein scheinest, so war die Nachricht deines Todes nicht unnatürlich. Der herbeigeholte Arzt gab auf den Rath des listigen Wächters das Zeugniß, daß du an einem sehr bösartigen, und folglich plözlich tödenden Faulfieber gestorben seist. Dies Zeugniß würkte treflich auf die Kommissairs, welche vom Gerichte zur nähern Untersuchung

abgesandt wurden, sie traten nur schüchtern zur Kerkerthüre, und entfernten sich wieder, als sie einen Toden darinne erblikten. Der arme Handwerkspursche, welcher im Spitale gestorben war, und dem Todengräber entwendet wurde, ward also ohne Verdacht am Abende nach der Richtstätte geschleift, und nachdem ihm der Scharfrichter dem Kopf abgestossen hatte, unter dem Galgen verscharrt. Freilich wurde der unschuldige Körper dadurch äusserst beschimpft, aber er fühlte diesen Schimpf nicht, auch war diese Vorsicht äusserst nothwendig, weil deine entdekte Flucht neuen und stärkern Verdacht erregt hätte. Izt beweißt deine Aussage, daß du der Mörder warst, und dein erdichteter Tod hindert iede weitere Untersuchung, tilgt ieden möglichen Verdacht.

Wilhelm hatte schweigend und staunend zugehört, er konnte auch izt nicht sprechen. Elend und Mangel war von Jugend auf sein treuer Gefährde gewesen, und nun sollte er mit einmal in der Würklichkeit ein Glük genüssen, welches er vorher nicht einmal im Traume genossen hatte. Sein Herz war voll, es wünschte zu danken, aber sein Mund stammlete nur einzelne Worte, doch überzeugten diese seinen Begleiter, daß er vollkommen mit seinem Loose zufrieden sei. Er forderte nun nochmals Schwur und Handschlag von Wilhelm, und dieser leistete beides mit der Versicherung, daß er das Geheimniß mit in sein Grab nehmen wolle. Alles, was du in dem Kof-

ser findest, gehört dein, sprach beim Abschiede der Begleiter, und reiste sogleich zu seiner Schwester zurük.

Wie Wilhelm dem Koffer öfnete, fand er Kleider und Wäsche im Ueberflusse, und überdies einen Beutel mit tausend Dukaten. Nie hatte er in seinem ganzen Leben eine solche Summe in seiner Hand gewogen, es war daher ganz natürlich, daß sie ihm izt übergros dünkte, und einige Tage hindurch an sein Zimmer fesselte. Endlich ward er fähig andre Freuden zu genüssen, besondern Reiz hatte die Bären- und Wolfsiagd für ihn, und es verging selten ein Tag, an welchem er nicht mit den Jägern im Walde umherzog, und eines dieser Thiere erlegte. Er ward daher bald in der Nachbarschaft als ein rüstiger Jäger bekannt, und zu manchem Feste geladen, welches ihm aber nie behagte, weil es sich stets mit einem Saufgelage endete. Als der Frühling erschien, die Bäume grünten, die Blumen blühten, und sein Herz sich sanftern Empfindungen öfnete, weilte er oft Tagelang im angenehmen Schloßgarten, weil die Tochter des Kastellans dort säte und pflanzte, und ihre Gesellschaft ihm bald lieb und theurer als Jagd und Fischerei ward. Schon schien das Mädchen seinen Blik zu deuten und zu verstehen, schon wollte er mit ihr von Liebe sprechen, und Liebe heischen, als ein Eilbote der Starostin bei ihm anlangte.

Es war einer der Bedienten, welche sie auf ihrer Flucht begleitet hatten, er brachte ihm traurige Nachrichten, die alle seine Aussichten und Pläne mit einemmale zerstörten. Die noch immer neidischen Anverwanden des Starosten hatten dem Testamente desselben nicht offenbar widersprochen, aber es auch eben so wenig gebilligt, und, indes sie ruhig schienen, rastlos dagegen gearbeitet. Mit wahren Luchsaugen hatten sie im Stillen iede Handlung der Starostin und ihrer Freunde belauscht, und dadurch entdekt, daß ihr Bruder mit einem Fremden bis an die türkische Gränze gereist sei, und ihm dort auf einen ihrer Schlösser verborgen habe. Vergebens mühten sie sich zwar, die Ursache zu erforschen, da sie aber doch ein wichtiges Geheimnis argwöhnten, oder wenigstens die Starostin kränken wollten, so hatten sie durch die feinste Kabale und Intrigue im Herzen des Königs Argwohn erregt. Man suchte diesen zu überzeugen, daß der geheimnisvolle Fremde wöchentlich wenigstens einmal mit sehr ansehnlichen Türken im nächsten Gränzorte spräche, und daher höchst wahrscheinlich ein geheimer Spion der damals so fürchterlichen Konförderazion sei, und ganz gewiß die Türken zu einem Einfall in Pohlen zu bewegen suche. Diese Anzeige, welche durch verschiedne Personen immer auf die nemliche Art dem Könige hinterbracht wurde, bewog den leztern, durch den Kommendanten von Kaminiek insgeheim Nach-

richten einzuziehen, und da dieser würklich verdächtige Bewegungen bei den Türken zu beobachten glaubte, auch zugleich berichtete, daß würklich ein fremder, deutscher Offizier im Schlosse der Starostin wohne, und sehr oft an der türkischen Gränze lage, so erhielt diese Anzeige Gewicht, und der König gab Befehl, daß der Kommendant von Kaminiek den verdächtigen Fremden ohne weiters gefangen nehmen, seine Schriften genau untersuchen, und ihn über die Ursache seines Aufenthaltes streng verhören sollte.

Zum Glükke war damals die Starostin mit ihrem Bruder in der Hauptstadt gegenwärtig, und dieser mit dem Sekretaire, welcher den Befehl ausfertigen sollte, sehr freundschäftlich bekannt geworden. Er vertraute es ihm, und gab zugleich das heilige Versprechen, die Absendung des Auftrags wenigstens noch einige Tage zu verzögern. Da der Sekretair ausdrüklich versichert hatte, daß die Anverwanden des Starosten die geheimen Ankläger wären, so wars auch ganz natürlich, daß man hier grössere List, und wahrscheinlich gar Verrath des Geheimnisses vermuthen mußte; es ward daher einmüthig beschlossen, einen vertrauten Eilboten abzusenden, und den armen Wilhelm zur schnellsten Flucht zu ermahnen. Da er bei solch einer Anklage nothwendig nicht durch Pohlen oder Rußland reisen, sondern, um sicher zu sein, in die Türkei flüchten mußte, so brachte ihm der Bote nicht allein ein Empfeh-

lungsschreiben an den Bassa von Chotim, sondern auch ein ähnliches an den pohlnischen Konsul zu Jassi, welcher von einem angesehnen Kaufmanne den Auftrag erhielt, ihm nicht allein zweitausend Zechinen auszuzahlen, sondern auch sicher durch die Wallachei nach Kronstadt in Siebenbürgen zu fördern. Sie können dann, fügte der Bote hinzu, reisen, wohin es ihnen beliebt, und finden sie einen Ort, der ihnen behagt, so erwartet die dankbare Starostin blos sichere Nachricht davon, um ihnen neue Geschenke zu übersenden, und sie in den Stand zu sezzen, vergnügt und unabhängig leben zu können. Bei diesen Worten überreichte er ihm nicht allein die Briefe, sondern auch einen schweren Beutel mit Gold, und überdies einen Zettel von der Starostin. "Bedürfen sie, irgend einer Hülfe, so schreiben sie mir kühn, und ieder ihrer Wünsche wird erfüllt werden, aber izt müssen sie befolgen, was ihnen der Bote mündlich meldet.„ Diese Worte hatte sie mit eigner Hand auf den Zettel geschrieben, Wilhelm las und befolgte sie.

Ehe eine Stunde verfloß, war das nöthigste eingepakt, und das Pferd gesattelt, welches ihn auf seiner Flucht tragen sollte. Der Kastellan, welcher besondere Verhaltungsbefehle von der Starostin erhalten hatte, begleitete ihn bis an den Niester, wo ihn ein Bauer überschifte. Mit beklemmten Herzen winkte er dem guten Alten den lezten Abschied zu, und reiste nach Cho-

tim hinab. Er langte dort glüklich an, ward vor den Bassa geführt, überreichte sein Empfehlungsschreiben, und erhielte sogleich einen Geleitsbrief nach Jassi. Er machte mit einem Juden, welcher deutsch sprach, Bekanntschaft, und beschloß in seiner Gesellschaft zu reisen, weil dieser nicht allein des Weges kundig war, sondern auch die Sprache des Landes verstand. Auf seinen Rath versah er seinen Sattel mit Pistolen, und kaufte überdies noch ein Kugelrohr, um sich gegen die Anfälle der Räuber vertheidigen zu können. Der Jude reiste in Handlungsgeschäften, war noch ein iunger Mann, und vorzüglich sehr fähig, das Vertrauen eines ieden zu gewinnen; ehe noch zwei Tage ihrer Reise geendet waren, wußte er schon, daß Wilhelm wenigstens zweitausend Zechinen in seinem Mantelsak, und überdies noch eine Anweisung auf eine eben so grosse Summe bei sich führe. Am dritten Tage kehrten sie schon zu Mittage in einem Dorfe ein, und beschlossen dort zu übernachten, weil der Jude hier Geschäfte hatte, und würklich Wolle kaufte. Mit vieler Freude machte ihm dieser am Morgen kund, daß sich ihre Reisegesellschaft ansehnlich vermehrt habe, indem acht seiner Glaubensgenossen mit ihnen nach Jassi reisen würden. Würklich erschienen sie auch bald nachher; einige derselben sahen fürchterlich aus, und Wilhelm fragte seinen Begleiter ängstlich: Ob dies auch bekannte, und redliche Leute wären? Da aber dieser seines Ver-

dachtes lachend spottete, und ihn dreust versicherte, daß alle sehr reiche Kaufleute wären, und ieder derselben weit mehr Geld, als er selbst, bei sich führe, so ritt er ohne Verdacht in ihrer Mitte weiter. Der Tag war warm und schwüll, die Gegend sehr eben, und doch erblikte er in dieser, so weit sein Auge reichte, kein Dorf, keine Hütte, seine Begleiter versicherten ihn überdies, daß sie wakker traben müßten, wenn sie am Abende die Herberge erreichen wollten. Zu Mittage lagerten sie in einem kleinen Wäldchen, welches ein Bach durchströmte, sie tränkten dort ihre Pferde, liessen sie im hohen Grase weiden, und assen, was sie mit sich führten. Wilhelm speißte eben, auf der Erde sizend, ein Stük Braten, als er rükwärts auf den Kopf einen Schlag empfing, der ihm sogleich alle Empfindung und Besinnungskraft raubte. Was nun mit ihm geschah, wie lange er in dieser Betäubung schmachtete, wußte er selbst nicht. Wie er wieder erwachte, und sein Dasein empfand, lag er nakkend auf einem schlechten Bauernwagen, der rasch und schnell fortrollte. Seine Wunde am Haupte schmerzte sehr, er began kläglich zu winseln, und der Bauer, welcher neben ihm auf dem Wagen sas, sprach tröstend mit ihm. Wahrscheinlich hatte ihn dieser, beraubt und entkleidet, im Wäldchen gefunden, vielleicht noch Spuren des Lebens in ihm entdekt, und aus Regung des Mitleids auf seinen Wagen geladen. Doch ist dies nur Muthmassung, nicht

Gewißheit, weil Wilhelm mit seinem Retter nicht sprechen, und daher die wahre Ursache nicht erfahren konnte. Als es zu dämmern begann, hielte der Wagen in einem elenden Dorfe bei noch einer elendern Hütte stille. Der Bauer spannte seine Pferde aus, trieb sie auf die Weide, und trug dann erst den armen hülflosen Wilhelm in die Hütte. Zwei grosse Hunde drohten ihm auf dem Arme des Bauern zu zerreissen, und dieser mußte äusserst stark schreien, um sie zu beruhigen. Wie diese hinter den Heerd krochen, trat eine grosse, aber äusserst häßliche Frau mit einem Kinde auf dem Arme hervor, sie begann mit ihrem Manne sehr heftig zu zanken, und zeigte oft nach der Thüre. Anfangs widersprach der Bauer nur einsilbig, wie sie aber immer heftiger schrie, so ergrif er einen Stekken, und prügelte sie zur Thüre hinaus. Sie kehrte bald brummend mit einem Arme voll Stroh zurük, breitete es am Boden aus, und Wilhelm kroch darauf, weil sie ihm mit der Hand winkte. Nach einer Stunde assen die beiden Eheleute wieder friedlich aus einer Schüssel, und der Bauer stellte auch Wilhelmen eine Schüssel voll Mus an sein Strohlager, wie aber dieser den Rükken wande, fraß es einer der grossen Hunde zusammen. Wilhelm gönnte es ihm herzlich, denn er konnte ohnehin nicht essen, aber um so mehr durstete ihm, doch flehte er vergebens um einen Trunk Wasser, sein Wirth schien sein Flehen weder zu achten, noch zu verstehen, und

und er mußte bis an den Morgen schmachten. Sein Kopf war bis zu dieser Zeit sehr stark geschwollen, er duldete grosse Schmerzen, und konnte sich nicht aufrichten. Die Bäuerin, welche ihm winseln hörte, kniete endlich neben ihm nieder, betrachtete seine Wunde aufmerksam, und brachte bald hernach einige Kräuter, welche sie quetschte, und auf die Wunde legte. Obgleich die Wunde schnelle Linderung fühlte, so raubte ihm doch ein heftiges Wundfieber alle Kräfte, oft sogar den Verstand, erst nach sechs Tagen verließ es ihm, er hatte unter dieser Zeit nichts als Milch getrunken, welche ihm die Bäuerin im Ueberflusse gegeben hatte. Sie war täglich liebreicher gegen ihn geworden, verband seine Wunden sorgfältig, legte einige Dekken auf sein Lager, und bekleidete ihn mit langen Hosen und einem kurzen Hemde, wie man beides in der Moldau und Wallachei zu tragen pflegt. Sie freute sich herzlich, als es sich mit ihm besserte, und kochte ihm oft ein Fleischgerichte, das er sehr schmakhaft fand.

Nach vier Wochen war seine Wunde heil, er konnte wieder im Gemache umhergehen, und sich vor der Hütte sonnen. Vergebens mühte er sich, iemanden zu finden, mit dem er sprechen könne, eben so vergebens war seine Mühe, wenn er seinem Wirthe begreiflich machen wollte, daß er seine Wohlthaten dankbar lohnen werde, wenn er ihn nach Jassi zum pohlnischen Konsul führe, wo er Unterstüzzung, oder wenigstens Gelegenheit

zu erhalten hofte, sein Unglük der Starostin zu berichten; er sprach dann mit einem Tauben, der seine Zeichen und Mienen belächelte, oft wenig, oft gar nichts darauf antwortete. Wie er ganz gesund war, mußte er mit seinem Wirthe auf dem Felde arbeiten, und wenn dieser eben nichts zu thun hatte, so sande er ihm zu seinen Nachbarn ringsumher, wo er sehr hart gehalten wurde, unermüdet arbeiten mußte, und doch nicht satt zu essen bekam. Hätte ihm nicht seine Hausfrau, welche ihn recht zärtlich zu lieben schien, immer am Abende, ingeheim eine Speise gegeben, so würde er oft hungrig schlafen gegangen sein. Wilhelm glaubte durch diese Behandlung überzeugt zu sein, daß man ihn für einen Sklaven achte, und da er wußte, daß er höchstens nur drei Tagreisen von der pohlnischen Gränze entfernt sein könne, so beschloß er die erste mögliche Gelegenheit zu benuzzen, seinem Herrn zu entfliehen, und bei dem alten Kastellan Hülfe und Rath zu suchen. Der Bauer fuhr gewöhnlich die Woche einmal über Land, er verschob also seine Flucht bis zu diesem Tage, weil er hofte, daß ihn dann niemand verfolgen würde. Ehe dies geschah, arbeitete Wilhelm auf dem Felde eines Nachbars, welches nahe an einer Strasse lag. Ein Herr in türkischer Kleidung ritt, von zwei Knechten begleitet, auf dieser vorüber. Der Nachbar sprach sehr unterwürfig und höflich mit dem Türken, dieser betrachtete Wilhelmen genau, stieg endlich vom

Pferde herab, und der Nachbar eilte ins Dorf. Wilhelm glaubte, daß der Türke irgend etwas gefordert habe, und arbeite ruhig fort. Bald darauf erschien der Nachbar und mit ihm sein Wirth, dieser sprach nun auch mit dem Türken, und da sie immer im Gespräche auf ihn blikten, so ward Wilhelmen bange. Seine Angst vermehrte sich bald stärker, als der Türke seinem Wirthe Geld in die Hand zählte; der Gedanke, daß er verkauft würde, durchbebte sein Herz, und ward bald zur vollen Gewißheit, als die Knechte des Türken zu ihm traten, und ihm Folge geboten. Wilhelm wollte nicht gehorchen, er machte seinem Wirthe die bittersten Vorwürfe, aber dieser lächelte zufrieden, und legte endlich selbst Hand an, wie Wilhelm sich immer noch widersezte. Der Türke ward durch diesen Widerstand zum heftigsten Zorne gereizt, er schlug Wilhelmen einigemal ins Gesichte, und seine Diener banden ihn an den Schweif eines Rosses, dem er nun folgen mußte.

Sein Schiksal war von dieser Zeit an äusserst hart und traurig, er mußte einen Weg von mehr als hundert Meilen baarfuß machen, und ward allemal, so sehr er auch dagegen flehte, an den Schweif eines Rosses angebunden. Seine Kost war auf der Reise schlecht und sparsam, und doch mußte er, wenn sie in der Herberge anlangten, die Rosse pflegen, und bekam schrekliche Schläge, wenn er das geringste in ihrem Dienste vernachlässigte. Endlich langten sie auf einem

alten, sehr baufälligen Schlosse an, dort fand er mehrere Sklaven, konnte aber mit ihnen nicht sprechen, doch waren zwei davon Kristen, weil sie gleich ihm am Abende andächtig beteten, und das Kreuz machten. Hier ging es ihm erträglicher, die nicht allzuharte Arbeit war unter alle getheilt, sie mußten meistens alle niedrige Hausarbeit verrichten, und vorzüglich in einem grossen Garten arbeiten, der nahe am Schlosse lag. Ihre tägliche Speise war Reiß, dann und wann mit etwas Fleisch vermischt, nie bekamen sie aber Brod. Wilhelm lebte dort länger als ein Jahr, aber er sah nie ein Frauenzimmer, im Schlosse gab es aber einige Gemächer, welchen sich kein Sklave nahen durfte. Sein Herr, welcher eben nicht reich schien, und wahrscheinlich nur ein Spahi war, liebte die Jagd leidenschaftlich, und zog täglich nach einem grossen Walde, doch kehrte er selten mit vielem Wildpret zurük. Wilhelm, welcher unter dieser Zeit, etwas weniges von der Landessprache gelernt hatte, suchte einem seiner Knechte begreiflich zu machen, daß er ein Jäger sei, gut zu treffen verstehe, und einmal mit zu iagen wünsche. Der Knecht verstands, meldete diesen Wunsch seinem Herrn, und dieser nahm Wilhelmen schon am andern Tage auf die Jagd mit. Er war so glüklich zwei Rehe, und drei Wölfe, von welchen der Wald voll war, zu erlegen, und nun schien sein Glük aufs neue zu grünen, denn täglich mehrte sich seines Herren

Gunst, er mußte ihn stets auf der Jagd begleiten, durfte nicht mehr arbeiten, und bekam iedesmal Speise von seinem Tische. Wie er einst einen fürchterlichen Bären, welcher seinen Herrn zu zerreissen drohte, glüklich erlegte, bekam er ein neues Kleid zum Geschenke, und durfte izt, was vorher nie geschah, gleich seinen übrigen Dienern, hinter ihm reiten.

Zur Herbstzeit zog er im Gefolge seines Herrn zwei Tagreisen weit auf eine grosse Jagd, welche wahrscheinlich einem eben anwesenden Bassa zu Ehren veranstaltet wurde. Die Jagd war den gewöhnlichen Kreisiagden nicht unähnlich, von allen Seiten trieben viele hundert Bauern und Sklaven, das zahlreiche Wild den Jägern entgegen, Wilhelm stand seinem Herrn zur Seite, und wie nach vollendeter Jagd ieder dem anwesenden Bassa die Zahl des erlegten Wildes vorlegen mußte, so fand es sich, daß sein Herr am meisten erlegt habe, und folglich der beste Jäger sei. Seine Freude darüber war äusserst groß, als ihn aber am Abende Wilhelm, wie gewöhnlich, bediente, so war er sehr traurig, und streichelte oft Wilhelms Wange. Mit dem anbrechenden Tage begann die Jagd aufs neue, und Wilhelm staunte hoch, wie ihn sein Herr am Arme ergrif, mit vieler Ehrerbietung zum Bassa führte, und an dessen Seite zu stehen befahl. Der Bassa machte keinen Schuß, nur Wilhelm mußte schiessen, immer deutete er auf das entfernteste Wild mit

dem Finger, und wenn es Wihelm sogleich erlegte, so klatschte er allemal freudiglachend in die Hände. Wie das erlegte Wild abermals gezählt wurde, so war diesmal der Bassa der beste Jäger, und sein Triumph darüber sehr groß. Wilhelm bekam seinen Herrn nicht mehr zu sehen, denn einige Stunden hernach mußte er im Gefolge des Bassa weiter ziehen; es that ihm sehr weh, daß er nicht Abschied von ihm nehmen konnte, und, ob es gleich schien, daß sein Glük sich vermehrt habe, so schied er doch ungerne von ihm.

Auf der Reise, welche funfzehn Tage lang dauerte, mußte Wilhelm stets dem Bassa zur Seite reiten, und sein Gewehr fertig halten, wenn dann irgendwo ein Wild aufstand, oder ein Vogel in der Luft einherzog, so winkte der Bassa, und Wilhelm fehlte äusserst selten. Jedesmal war laute Verwunderung des Bassa, und seines ganzen Gefolges, der Lohn seiner Geschiklichkeit; täglich mehrte sich des erstern Gunst, alle begegneten ihm ehrerbietig, er durfte nicht mehr bedienen, sondern ward bedient, und empfing allemal Speisen von des Bassa Tafel.

Wilhelm konnte nicht sagen, in welches Land ihn eigentlich der Bassa führte, wahrscheinlich war es die Krimm, weil das Schloß auf welchem er wohnte, nicht weit vom Meere, und nahe an einer grossen, schlecht gebauten und befestigten Stadt lag. Sein Glük, welches er

hier genoß, war von kurzer Dauer, ehe zwei Monate verflossen waren, erschienen Abgesande des Sultans, und strangulirten seinen Herrn, weil man diesen beschuldigte, daß er mit Rußland geheimes Einverständniß gepflogen habe. Alle seine Schäzze wurden auf Schiffe geladen, und die Sklaven verkauft. Wilhelm ward von dem Kapitain eines Algierischen Raubschiffes gekauft, welches dazumal eben im Hafen lag. Sein Schiksal war nun schreklich und grausam, alle Drangsalen, die des Menschen Leben verbittern können, mußte er in Fülle erdulden; drei Jahre lang sas er angeschmiedet auf der Galeere, oder mußte in einem finstern unterirdischen Gefängnisse schmachten; die elendesten Speisen waren seine Nahrung, und doch blieb er gesund, konnte, so sehr er es wünschte, nicht sterben. Oft war das Schiff, auf welchem er ruderte, im Kampfe, aber immer blieb es Ueberwinder. Im vierten Jahre seines namlosen Leidens zerschmetterte seinen Arm eine Kugel, und befreite ihn auf immer von der Ruderbank. Man warf ihn ins unterste Verdek, dort lag er drei Tage lang ohne Hülfe, ward nachher nur äusserst nachlässig verbunden, beinahe gar nicht gepflegt, und genaß doch, aber sein Arm blieb steif, er konnte nicht mehr rudern, und ward als Aufwärter im Schiffe gebraucht, mußte auch oft als dieser sehr schwere, und die schmuzigste Arbeit verrichten. Erst fünf Jahre nachher, ward ihr Schiff an einem heitern Mor-

gen von einer Malthefer Fregatte verfolgt, man strengte vergebens alle Kräfte an, um dieser zu entfliehen, der schnelle Segler erreichte es bald, und es mußte sich nach einem kurzen Kampfe ergeben. Hier hörte er zum erstenmale, nach einer Zeitfrist von zehn Jahren, deutsch sprechen, weil eben einige deutsche Ritter auf dieser Fregatte ihre Karavanne machten. Seine Freude darüber war groß, noch reiner und stärker ward sie aber bald, als man seine Fesseln löste, und ihn menschlich behandelte. Er ward nach Maltha geführt, dort reichlich beschenkt, und ging bald hernach mit einem deutschen Ritter, der ihn aus Barmherzigkeit mit sich nahm, über Venedig nach Triest. Dort ward er sich selbst überlassen, und beschloß durch Oesterreich und Mähren nach Pohlen zu wandern, um bei der großmüthigen Starostin neue Hülfe und Unterstüzzung für seine künftigen Tage und nahendes Alter zu suchen. Er hofte izt nicht mehr erkannt zu werden, und, ohne Verdacht zu erregen, mit ihr sprechen zu können.

Ueberall, wo er einkehrte, und durch sein Zeugniß aus Malta bewies, daß er zehn Jahre lang in türkischer Gefangenschaft geschmachtet habe, ward er wohl gepflegt, und erhielt von allen Anwesenden reichliches Allmosen. Deswegen kehrte er auch immer in den besten Wirthshäusern ein, und war dann gewiß, nebst freier Herberge auch ein hübsches Reisegeld zu erhalten. Als er einst einige Meilen hinter Wien in einem

hübschen Städtchen und einem noch schönern Wirthshause einkehrte, und durch seine Erzählung die Wirthin zum herzlichen Mitleiden bewegt hatte, nahm diese sein Zeugniß, legte es auf einen Teller, und bat im Namen des armen Sklaven eine zahlreiche Gesellschaft, welche eben bei ihr speiste, um einen Zehrpfennig. Viele gaben, ohne das Zeugniß zu lesen, einige öfneten es aus Neugierde, und unter diesen auch ein Offizier, welcher sich unter der Gesellschaft befand. Er las es aufmerksam, stand auf, trat zu Wilhelm, und betrachtete ihn genau. Wilhelm ward verwirrt, es war ihm, als ob er diesen Offizier schon oft gesehen hätte. Also Wilhelm L — heißt du? fragte endlich der Offizier ernsthaft. Wilhelm konnte es nicht läugnen, weil dieser Name in seinem Zeugnisse stand, doch erinnerte er sich izt erst mit Schrekken, daß er, als er Soldat war, auch diesen Namen geführt habe. Er antwortete deswegen zitternd mit einem langsamen Ja.

Offizier. Hast du nicht vor eilf Jahren unter dem —schen Regimente gedient?

Wilhelm. Nein! ich — — ich war nie Soldat!

Offizier. Wie kannst du es läugnen? So verstellt du bist, so erkenne ich dich doch. Ich war ja damals dein Lieutenant. Kennst du mich nicht mehr? Du desertirtest zweimal, und wardst jedesmal erwischt, zum drittenmale glükte es dir

besser, du entkamst glüklich, aber du ermordetest einen Jäger an der Gränze, und bist also ein Mörder!

Als Wilhelm diese Donnerworte hörte, sank er ohnmächtig zu Boden, wie er wieder erwachte, standen alle Anwesenden um ihn her. Viele wurden, wie er deutlich vernahm, seine Fürbitter, aber der Lieutenant, welcher izt Hauptmann unter einem andern Regimente war, bestand auf seiner Pflicht, und bewies überdies, daß ein Mörder kein Mitleid verdiene. Bald hernach trat die Wache ein, und führte den unglüklichen Wilhelm nach der Hauptwache des Städtchens. Verzweiflung kämpfte hier mit ihm, und die Ueberzeugung, daß hienieden kein Glük für ihn grüne, immer neues Unglük auf ihn losstürme, befestigte in ihm den Entschluß, alles offenherzig zu gestehen, um sein immer erneuertes Leiden endlich einmal geendet zu sehen. Er blieb diesem Entschlusse getreu, und ward nach einem summarischen Verhöre, an sein Regiment geliefert, welches dazumal in Mähren stand. Dort erzählte er in den folgenden Verhören seine Lebensgeschichte noch weit umständlicher, als ich sie izt erzählt habe. Merkwürdig ists, daß er in allen diesen Verhören weder den Namen der Starostin, noch einen Ort, der diesen verrathen konnte, iemals nannte, und dadurch alle weitere Untersuchung vereitelte. Er behauptete kühn und standhaft, daß er den Namen derselben zwar einigemal, iedoch nur flüchtig,

habe nennen hören, und ihn gleich den Oertern vergessen habe. Selbst die Stadt, in welcher er gefangen sas, nannte er nicht, und beschrieb sie nur, so wie ich sie beschrieben habe.

Aeusserst wahrscheinlich würde er im weitern, strengern Verhöre wohl haben gestehen müssen, was er ganz gewiß aus Großmuth nicht gestehen wollte, wenn nicht eine gefährliche Krankheit, die schon am sechsten Tage mit dem Tode endigte, alle übrige unmöglich gemacht hätte. Er starb würklich an einem hizzigen Fieber, ehe sein Verhör ganz geendet, und sein Urtheil gesprochen war, gewiß würde das Kriegsrecht auf Tod durch Henkers Hand entschieden haben, weil sein Leichnam durch eben diesen nach der Richtstätte geschleift, und unter dem Galgen begraben wurde. Die Hizze seines Fiebers war heftig; sie raubte ihm schon am andern Tage seine Vernunft, er träumte von dieser Zeit an in den Armen seiner Marie zu ruhen, und rufte oft mit zärtlicher Vaterstimme die Kinder herbei, welche seine Fantasie in einer glüklichen Ehe mit ihr gezeugt hatte. Vielleicht waren dies die einzigen glüklichen Tage, die er in seiner irdischen Laufbahn genoß! — —

O wie viel Stof — — Doch nein, lieber Leser, ich will deiner Empfindung nicht vorgreifen. Eignes Nachdenken würkt kräftiger, und nüzt besser, es gleicht dem Kinde, das man selbst gezeugt oder gebohren hat, man liebt es stärker und

pflegt es emsiger als den Findling, den man nur aus Mitleid erzog. Erwäge, bedenke, prüfe, aber urtheile nicht, denn dies vermag nur derjenige, welcher die ewige Wahrheit ist!

Sechste Wanderung.

Im drei und funfzigsten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts starb der alte L —, und hinterließ seinem einzigen Sohne ein Vermögen von sechshundert und fünf Gulden, denn dies war die ganze Summe, welche man im Verkaufe seiner Kleider und übrigen Habseligkeiten für die hinterlaßne Waise sammlete. Der junge L —, welcher seines Vaters Armuth kannte, hatte dies Erbe nicht einmal erwartet, und empfings, weil er nach einem Jahre großiährig wurde, sammt den wenigen Interessen mit wahrem Dankgefühle aus den Händen der Gerichte. Er hatte in einem benachbarten Städtchen die Krämerei erlernt, und achtete diese Summe für mehr als hinlänglich, in seinem noch kleinern Geburtsstädtchen mit eben diesem Gewerbe sich ehrlich und redlich nähren zu können. Die Bürger nahmen ihn willig in ihre Mitte auf, und L — eröfnete mit frohem Muthe seinen kleinen Laden, der oft ziemlich stark von den Inwohnern der Dörfer rings-

umher besucht wurde, und würklich, woran man oft billig gezweifelt hatte, seinen Besizzer zu ernähren versprach, denn L — war ganz zum Kaufmanne gebohren, willig und freundschäftlich gegen ieden, der sich ihm nahte, und immer noch freundlich, wenn auch der Käufer lange suchte, lange handelte, und endlich doch nichts kaufte. Diese Geduld, welche er oft vergebens übte, war doch die einzige Ursache, daß man gerne bei ihm einsprach, weil man nach der bald sich überall verbreiteten Sage: Das Ansehen und Betrachten der Waaren bei ihm umsonst kaufen konnte!

Anfangs glaubte er unter den Töchtern des Städtchens eine Braut zu finden, die sein kleines Kapital durch ihre Mitgift ansehnlich vermehren würde, wie aber die allzuklugen Väter derselben, dem günstigen Anscheine seines Handels nicht trauen, erst Folge und Dauer abwarten wollten, und eine Hauswirthin ihm doch so nöthig schien, da überließ er seinem Herzen freie Wahl, und dies wählte bald ein armes, elternloses Mädchen, das als Köchin bei dem Bürgermeister des Städtchens diente, und ihm nebst einem Herzen voll Liebe nicht mehr als vierzig baare Gulden zur Aussteuer mitbrachte. Eben so sparsam, aber auch eben so willig und freundlich wie er, schikte sie sich bald treflich in seinen kleinen Handel, und machte es schon nach einem halben Jahre möglich, daß er mit einem Pakke Waaren belastet, in der weitern Ferne umher hausiren konnte, weil sie

daheim räthlich haushielt, und ieden Käufer aufs beste befriedigte. Aber der Ausbruch des siebenjährigen Krieges schrekte ihn bald von seiner ersten Wanderung zuruk, er traf sein schwangeres Weib und alle Bewohner des Städtchens in banger Furcht, weil man dort den Feind in iedem Augenblikke erwartete, und Plünderung mit Recht ahnete, da die benachbarten Oerter ringsumher ein gleiches, schrekliches Schiksal schon erduldet hatten.

Die Vorsicht — denn ich würde ungerecht handeln, wenn ichs Glük oder Zufall nennen wollte — leitete am andern Tage das Hauptquartier des Feindes nach dem Städtchen, der menschenfreundliche General tröstete die weinenden Bürger, gebot strenge Mannszucht, und das Haabe der glüklichen Bewohner blieb unangetastet; alles! was die Krieger forderten, ward baar bezahlt, und L — s kleiner Laden war stets mit Käufern angefüllt. L — sah schon am andern Tage ein, daß er mit den besten und nöthigsten Bedürfnissen seiner izigen Käufer nicht versehen sei, er wagte es, dem General um einen Paß zu bitten, empfing ihn ohne Anstand, und lieferte nun, was man forderte. Nur vier Wochen blieb das Hauptquartier im Städtchen, aber, wie er nach dessen Abzuge seine Kasse und Waaren untersuchte, so fand er, daß er in dieser kurzen Zeit die gewiß merkwürdige Summe von sechstausend Gulden gewonnen habe. Der General, welcher

mit dem redlichen und ruhigen Betragen der Bürger sehr zufrieden war, hinterließ ihnen zu ihrem Schuzze eine sogenannte Salvegarde, welche durch mehr als ein Jahr, und so lange das Städtchen in Feindes Händen blieb, dort verweilte, und es gegen alle Brandschazzung und Plünderung schüzte. Doch lagen immer Krieger in seinen Innern, oder wenigstens in der Gegend desselben, und L — s Handel blühte, weil er sich nach den Umständen richtete, jeden derselben meisterhaft benuzte, izt schon oft etwas wagte, um etwas ansehnliches zu gewinnen.

Nach Verlauf dieser Zeit siegten die vaterländischen Waffen, ein besonders Korps kam in der Gegend zu stehen, und der unternehmende L — handelte mit grossem Vortheile ins Lager desselben. Hier unternahm er zum erstenmale einige kleine Lieferungen, und wie diese glükten, bald grössere. Er war von dieser Zeit an selten daheim, überließ seinem Weibe die Handlung, und zog stets der Armee nach, bei der seine kluge Kenntniß ihm allemal reichlichen Gewinn sicherte. Das Glük der Waffen wankte hin und her, nur ihm bliebs günstig. Zwar schrieb ihm bald nachher sein Weib, daß die diesmal grausamern Feinde das Städtchen und auch ihren Laden geplündert hatten, aber er achtete nunmehr dies kleine Unglük nicht, und freute sich nur herzlich, seines guten Weibes und kleinen Sohnes fortdauernde Gesundheit zu hören. Um beide vor ähnlicher

Angst zu sichern, vor künftiger, grösserer Gefahr zu bewahren, sande er sie sogleich nach der Hauptstadt, und entsagte dem unsichern Handel im Städtchen, um ohne Sorgen seine weit stärkere, und reichlich lohnende Spekulazion fortsezzen zu können. Oft sahe er in der Folge die Geliebten seines Herzens des Jahrs nur einmal, oft dann nur einige Tage, aber froh und gestärkt kehrte er dann zu seinen immer wichtigern Geschäften zurük, wenn er diese kurze Zeit hindurch das größte Glük des Lebens genossen, und in ihren Armen geruhet hatte.

Wie endlich von Millionen erflehter, von ganzen Ländern sehnlich gewünschter Friede die lodernde Fakkel des schreklichen Krieges auslöschte, und auch er heimkehrte in die Arme seiner Theuern, da staunte er, da staunte sie, als er nach der sorgfältigsten Prüfung, nach Abschlag aller unsichern Schulden, sich vollkommen überzeugte, daß er mehr als achtzigtausend Gulden besizze, um diese mit der Ueberzeugung, daß keine Thräne des Elends sie beflekke, sein Eigenthum nennen könne. Denn er war, wie er oft deutlich bewieß, immer der redlichste und billigste gewesen, hatte oft, wo er Noth und Elend erblikte, ieden Gewinn standhaft verläugnet, und behauptete kühn, daß er leicht eine Million hätte gewinnen können, wenn er gleich manchen gewissenlos gehandelt hätte. Kenner dieses Krieges, und seines oft wunderbaren Ganges, bestättigten dies Urtheil, weil oft die

die entferntesten Gegend zur Armee liefern mußten, nur die ungeheuren Transportkosten berechnend, mit den Vorräthen des Landes aber unbekannt, im Lager erschienen, und dem harrenden Spekulanten oft freiwillig eine Summe boten, bei welcher er, wenn er in der Nähe einkaufte, mehr als noch einmal so viel gewinnen konnte, da überdies oft die Unsicherheit des Eigenthums in der Nähe des Kriegstheaters alle Arten von Lebensmitteln äusserst wohlfeil machte, und man solche gerne für den halben Werth verkaufte, um nur diesen verbergen und retten zu können.

Anfangs war's zwischen ihm und seinem Weibe fest beschlossen, allem fernern Handel zu entsagen, und in stiller Ruhe und Zufriedenheit das Erworbne zu genüssen. Er reiste deswegen bald hernach nach seinem Geburtsorte, um, wo möglich, ein hübsches Haus nebst einem grossen Garten zu kaufen, in welchem er am Arme seines Weibes und Kindes lustwandeln, und sich seines Glükkes freuen wollte. Wie er aber in dem ohnehin dürftigen Städtchen, das in der Folge noch oft alle Drangsalen des Krieges geduldet hatte, nur Elend und Noth erblikte, da wankte sein Entschluß, und gab seinem stets thätigen Geiste Spannkraft. Die meisten der Bürger hatten sich bisher mit dem Weben der Leinewand ernährt, der Krieg hatte ihre kleinen Vorräthe vernichtet, die Käufer suchten friedlichere Gegenden, und die armen Verlaßnen sassen nun traurend an ihren lee-

ren Stühlen, wußten nicht, wo sie Vorrath, und wenn sie diesen auch würklich hätten, neue Käufer finden sollten. Der großmüthige und dankbare Wilhelm beschloß sogleich ihr Wohlthäter zu werden, er sah ein, daß er bei diesem Unternehmen Tausende glüklich machen, sicher nichts verliehren, wahrscheinlich aber gewinnen könne, und berief die ältesten Meister des Städtchens zu sich. Ehe eine Stunde verfloß, hatte er zehntausend Gulden unter sie vertheilt, und ehe zwei Tage vergingen, arbeiteten schon gegen funfzig Stühle für ihn, weil er nicht allein Unterstüzer, sondern auch Käufer aller fertigen Waaren zu sein versprach. Da sein wohlthätiger Ruf bald in der ganzen Gegend erscholl, mehrere arme Weber sich zu ihm drängten, und um ähnliche Hülfe flehten, so eilte er nach der Hauptstadt, fande noch grössere Summen, und errichtete sogleich eine Niederlage für die Waaren, welche bald folgten. Sein gutes Weib trauerte anfangs, wie sie ihn in neue Geschäfte verwikkelt sah, war's aber bald vollkommen zufrieden, weil sie einsehen lernte, daß häufige Geschäfte ihren Gatten äusserst fröhlich machten, stille Ruhe ihm aber nie behagte, und seinen so gefälligen Humor sichtbar änderte.

Nach Jahresfrist stand er schon mit vielen und grossen Kaufleuten in Verbindung, handelte nach Spanien und Portugall, bald hernach sogar nach Ost- und Westindien. Er errichtete in der Folge mehrere Niederlagen in verschiednen Ge-

genden des Landes, und da sein Geschäft Auszahlungen mancher Art erforderte, endlich auch eine Wechselstube in der Hauptstadt, sie ward wegen ihrer Solidität bald allgemein bekannt, und seine Wechsel respektirte ieder Wechsler in der Nähe und Ferne. Wenn er am Abende oft würklich ermattet sein Komtoir verließ, und nun mit vollen Zügen balsamische Ruhe genoß, vermehrte sein einziger Sohn stets das Vergnügen um ein grosses. Nicht weil er das einzige, sondern würklich eines der besten und hofnungsvollsten Kinder seines Zeitalters war. So viele, so grosse und mannigfaltige Fähigkeiten fand man selten in einem Knaben vereint, täglich entwikkelten sich neue, und immer wußte sie der Seltne meisterhaft zu benuzzen. Oft bat der entzükte Vater in der Fülle seiner reinen Freude den Ewigen, ihm lieber all seinen Reichthum zu nehmen, und nur dagegen den Knaben zu schüzzen. Freilich wünschte er dann wohl auch, wenigstens noch ein solches Kind auf seinen Armen zu wiegen, aber der Ewige hörte diesen lezten Wunsch nicht, und schüzte nur den Einzigen.

Der Knabe verrieth grosse Anlagen zum Studieren, heischte es in der Folge mit Begierde, und der Vater erfüllte seinen Wunsch, ob er ihn gleich lieber zum Kaufmanne gebildet hätte. Das immer gleichstarke Lob aller seiner Professoren, die ihm einstimmig das Muster aller Knaben nannten, gewährte seinem Vaterherzen aber bald auch

grosse Freude, und dies förderte nun seinen Wunsch nach allen Kräften. Indes der Vater auf seinem Komtoir immer gleich richtig und glüklich spekulirte, täglich mehr und mehr gewann, studierte der Sohn eben so anhaltend und emsig, reifte unter dieser Beschäftigung zum Jünglinge empor, und ward schon im zwei und zwanzigsten Jahre seines Alters zur größten Wonne des guten Vaters im Universitäts-Saale als Doktor der Rechten gekrönt. Die öffentliche Disputazion, durch welche der Fleissige die Doktorswürde erkämpfen mußte, war nicht von gewöhnlicher Art. Er hatte das Thema selbst bearbeitet, und vertheidigte es mit tiefer Kenntniß; alle Gegenwärtige mühten sich nur, ihn nicht den Kampf zu erschweren, sondern vielmehr Gelegenheit zu gönnen, mit seinen grossen Fähigkeiten zu glänzen.

Der Minister war als Protektor der Universität bei dieser seltnen Disputazion zugegen, er bewunderte mit Recht den iungen Doktor, lobte ihn in aller Gegenwart, und ernannte ihn sogleich zu seinem Sekretair, weil er den vorigen eben höher befördert hatte. Karl, so nannte sich der iunge L — trat diese neue Laufbahn mit größter Freude an, weil es von ieher sein höchster Wunsch war, einst dem Staate dienen, und nüzlich werden zu können. Sein Vater freute sich gleichstark mit ihm, weil er seinen geliebten Sohn dadurch geehrt und belohnt sah.

Der patriotische und sehr kenntnisreiche Minister, welcher iedes Verdienst schäzte, und, wo er es fand, willig ehrte, ward durch den Sohn bald mit dem Vater bekannt. Er sprach oft stundenlang im Zimmer des erstern mit ihm, und vorzüglich über die Zweige seiner ausgebreiteten Handlung; und staunte mit Recht, als er genau überzeugt ward, daß dieser einzige Mann viele tausend Glieder des Staates nicht allein ernähre, sondern auch wohlhabend mache, und überdies noch den Staat durch eine iährliche Waaren-Ausfuhr mit mehr als einer baaren Million bereichere. Er schäzte und liebte ihn daher in der Folge mit wahrer Freundschaft, lud ihn oft zu seiner Tafel, und lächelte zufrieden, wenn der gute Alte diese Ehre für einen Lohn seines Eifers ansah, ihm warm und innig dafür dankte. Auf seinen Rath beschenkte der Monarch diesen nüzlichen Bürger mit einer Ehrenmedallie, und gab ihm den Titel eines Kommerzienrathes. So wenig dieser Lohn auch innern Werth enthielt, so war er doch dem Kaufmann L — äusserst schäzbar, und wie der Monarch ihn bald nachher, ohne daß ers forderte, in den Adelstand erhob, so war seine Freude darüber so groß, daß er seine sonst so bekannte Mäsigkeit ganz vergaß, und in seinem schönen Garten einigemal Feste gab, deren Kosten einige Neider auf viele Tausende berechneten.

Kurz nachher speiste er wieder bei dem Minister, und mit ihm der iunge Graf — r, welchen der Monarch eben an diesem Tage zum Gesanden nach Spanien ernannt hatte. Man war fröhlich, trank und sprach mancherlei, endlich lenkte sich das Gespräch aufs L — s Handlung und Reichthum. Der Minister bat ihn scherzend, aufrichtig zu gestehen: Wie hoch er wohl sein ganzes Vermögen schäzze? L — gestand aufrichtig, daß es wohl einige hunderttausend Gulden betragen könne, aber man war mit dieser Erklärung nicht zufrieden, und forderte immer noch lachend und scherzend das Bekenntnis: Wie viel nebenbei seine kleine Hauschatulle am baaren Gelde enthalte? Diese Frage geschah, ob sie gleich in der Folge sehr merkwürdig ward, izt ganz ohne Zwek und Aussicht, L — hatte von lange her, schon den Stof dazu geliefert, weil er immer, wenns irgend eine unvorhergesehne Ausgabe betraf, zu sagen pflegte: Darüber muß ich erst mit meiner Hauschatulle sprechen! Diese Rede ward nun wiederholt, L — s Eitelkeit und Stolz wakker gereizt, und indem man zu rathen begann, sein ofnes Bekenntnis gefordert. Nun, zehntausend Gulden liegen doch darinne? fragte der Minister. O sicher mehr! antwortete L — s Sohn.

Der alte L —. Kannst recht haben!

Der Gesande. Also zwanzigtausend?

Der alte L —. (lachend) O noch mehr!

Minister. So will ich das non plus ultra nehmen: Vierzigtausend!

Der alte L —. (äusserst lachend) Ich muß das non plus ultra zu schanden machen, und aufrichtig gestehen, daß es Ew. Exzellenz noch nicht errathen haben.

Nun begann neue Frage, neue Verwunderung, die L — s geweckten Stolz immer mehr reizte, und endlich zu dem Bekenntnisse zwang, daß diese kleine Hauskasse nahe an sechzigtausend Gulden im baaren Gelde enthalten müsse. Es war eine offenbare Unwahrheit, denn so reich auch L — würklich war, so entzog er doch nie seiner Handlung einiges Geld, ließ es immer in dieser zirkuliren, und vermehrte seine Geschäfte, ie nachdem dieses sich vermehrte. Zwei bis dreitausend Dukaten lagen zwar sonst immer in seiner Hauskasse, aber er hatte diese izt würklich durch die kostbaren Feste geschwächt, und sie konnte eben izt kaum zwei bis dreitausend Gulden enthalten, aber sein Stolz, oder vielmehr die Laune eines mehr als gewöhnlichen Trunks verleitete ihn zu dieser so anscheinend unschädlichen Lüge, und war noch wenigstens eine Stunde lang Stof für ihn zur Unterhaltung, weil man sich immer noch aufs neue darüber verwunderte. Sehr schmeichelhaft war es übrigens für ihn, als der Minister, wie einige der Gäste zu zweifeln begannen, für die

Wahrheit mit seinem Ehrenworte bürgen wollte, und dreust hinzufügte, daß L — noch nie ein unwahres Wort ausgesprochen habe. Alle schwiegen und glaubten nun, nur der Gesande fragte noch: Warum er eine so grosse Summe ungenüzt liegen lasse, und nicht in seiner Handlung verwende? Jedes Geschäft, antwortete L —, hat seine Gränzen, ich verbreitete, so lange Verbreitung möglich war, da ich izt aber alle Weber des Vaterlands beschäftigte, mich zu alt, oder wenigstens zu bequem dünke, einen neuen Zweig der Handlung zu suchen, so bin ich izt gezwungen, meinen jährlichen Gewinn zu sammlen, und in meiner Hauskasse aufzubewahren. Ich bin gesonnen mit dieser Summe einst ein Langut zu kaufen, oder sie indes, da mein Entschluß noch immer wankt, auf sichere Hipothek auszuleihen. Dies war eine neue Reihe von Lügen, aber höchst nöthig, um die erstere zu beweisen, oder wenigstens wahrscheinlich zu machen. Da sie diese Absicht vollkommen erreichte, und man oft noch aufs Wohl des Besizzers der vollen Hauskasse ein Glas leerte, so reute sie ihn auch nicht, und ward von ihm am andern Morgen noch im Stillen belacht. Eben war er nach seiner Schreibstube gegangen, als man ihn den Besuch des Ministers meldete, er eilte nach seinem Zimmer, und traf ihn dort mit dem neuen Gesanden. Mein lieber von L —, sprach der Minister, ich will ohne Umstände mit ihnen sprechen, bei Männern

solcher Denkungsart bedarfs nur wenige Worte. Der Herr Graf (auf den Gesandten zeigend) hat eine dringende Bitte an sie, ich habe ihm solche schon in ihren Namen gewährt, und hoffe, sie werden meine Zusage bestätigen. Er ist vom Monarchen als Gesander nach Spanien ernennt worden, dieser ansehnliche Posten ist mit sehr grossen Ausgaben verbunden, der Staat kann sie nicht alle leisten, und man wählt gemeiniglich die Reichsten des Adels dazu, damit sie ihrem Hofe in iedem Falle Ehre machen können. Deswegen traf auch diesesmal vorzüglich die Wahl den Herrn Grafen, sein erst vor kurzem verstorbner Vater hat ihm äusserst ansehnliche, und unverschuldete Besizzungen, aber kein baares Geld hinterlassen, er muß, um sich gehörig zu equipiren, und allen erforderlichen Aufwand zu bestreiten, wenigstens eine Summe von funfzigtausend Gulden aufnehmen. Das baare Geld ist, wie sie selbst wissen werden, sehr rar, und die Zeit eben so kurz. Wo er bisher anfragte, forderte man ungeheure Interessen; der glükliche Zufall überzeugte ihn gestern, daß sie mehr als diese Summe liegen haben, sie sogar würklich auf sichere Hipothek ausleihen wollen. Er kann diese nach aller möglichen Form des Rechts, und mit zehnfacher Sicherheit leisten, und hoft daher, daß sie ihm vor andern willigen Vorzug gönnen werden, weil er überdies auf ihren Dank Anspruch machen kann. Der Monarch hat ihm die Wahl eines Gesandschaftsekretairs

überlassen, ihr hofnungsvoller Herr Sohn hat bisher mit größtem Vergnügen, und besonderem Eifer, bei mir im Fache der Diplomatik gearbeitet, er wünschte sehnlich, diese Stelle zu erhalten, und der Herr Graf hat sie ihm diesen Morgen in meiner Gegenwart schon zugesagt. Sein künftiges Glük ist dadurch befestigt, er kann und wird sich in diesem Posten ansehnliche Verdienste sammlen, und erhält bei seiner Rükkehr sicher eine Hofrathsstelle zum Lohne.

Ein Glük für den armen L —, daß diese Anrede etwas lange dauerte, er hatte hinlängliche Zeit, sich zu sammlen, und am Ende seine grosse Verlegenheit zu verbergen, die nur allzudeutlich bewiesen hätte, daß er am Abende vorher, troz des Ehrenwortes des Ministers, ein stolzer Lügner war. Izt hatte er sich überzeugt, daß er seinem guten Rufe, seines Sohnes Glükke schaden, die Achtung des Ministers, und durch diesen eben so sicher die Gnade des Monarchen verliehren würde, wenn er Entschuldigung mache, oder gar Wahrheit gestehe. Er beschloß daher, den Antrag, er möge auch äusserst schädlichen Einfluß auf seine Handlung haben, anzunehmen, und dem Gesanden das Darlehn mit freundlicher Miene zuzusichern, nur bat er, ihm ein oder zwei Tage Geduld zu gönnen, um die Summe ordnen, und solche vorzüglich in besten Geldsorten auszahlen zu können. Der Minister lobte, der Gesande dankte, und L — blieb beim Abschiede staunend

und nachdenkend stehen, weil er so ganz wider Absicht und Klugheit gehandelt, sich in die größte Verlegenheit gesezt hatte. Aber nun war Nachdenken und Reue zu spät, sein Versprechen fesselte ihn, und er eilte, es so bald als möglich zu erfüllen.

Wie er noch am nemlichen Tage alle seine Kassen untersucht, und überrechnet hatte, was er in diesen wenigstens auf eine kurze Zeit entbehren könne, fand er, daß ihm noch an der erforderlichen Summe funfzehntausend Gulden mangelten. Er hätte diese sehr leicht mit Wechseln nach Spanien, wo er um diese Zeit mit einer weit grössern Summe in Vorschuß stand, ersezzen können; aber sein Stolz verwarf dieses Mittel, weil er die Summe im baaren Golde zu bezahlen versprochen hatte; eben dieser Stolz verleitete ihn am Ende, sie nicht bei irgend einem seiner Mitbürger, sondern bei zwei jüdischen Mäklern zu borgen, welche sehr hohe Interessen heischten, sie auch ohne Anstand erhielten, weil er fest überzeugt zu sein glaubte, daß sie reinen Mund halten, und seine Verlegenheit niemanden entdekken würden. L — war munter und zufrieden, als er am andern Tage schon die ganze Summe den Gesanden auszahlen konnte. Er empfing eine sichere, und mit der besten Hipothek versehne Obligazion dagegen, aber sein Sohn hatte dem Gesanden schon Tags vorher versprochen, daß sein Vater ihm diese Summe willig auf zehn volle Jahre leihen, und

dann die Bezahlung in iährlichen Terminen von zehntausend Gulden annehmen würde. Er mußte daher auch diese harte Bedingung eingehen, weil er seinem Sohn nicht schaden wollte.

Ahnend und fürchtend, daß seine äusserst solide Handlung, durch die ihr so schnell und unvorbereitet entwendete Summe leiden, hie und da wohl gar stokken würde, arbeitete er nun rastlos an einem Plane, der seine Geschäfte vermindern, und daher iede Unordnung vereiteln sollte, aber bald überzeugte er sich, daß solch ein Plan äusserst schwer, und wenigstens einige Zeit hindurch unmöglich sei. Seine Handlung glich vollkommen einem guten Uhrwerke, in welchem ein Rad in das andere greift, und aus dem man keins derselben herausnehmen kann, ohne das Ganze zu vernichten. Da er nur mit den ansehnlichsten Kaufleuten iedes Landes handelte, so war er auch des sichern Empfangs ieder fälligen Zahlung gewiß, aber diese hatte auch wieder ihre Bestimmung, um die verfertigten Waaren, welche um eben diese Zeit eingingen, sogleich baar bezahlen zu können. Verminderung derselben war daher nicht möglich, weil schon vorhergegangne schriftliche Bestellung die Abnahme der Waaren als eine unausbleibliche Folge nach sich zog, die im Verweigerungsfalle schnellen Miskredit und noch grösseres Aufsehen erregt hätte. L — mußte sich daher zu einem neuen Anlehn entschliessen, und nahm abermals seine Zuflucht zu jüdischen Mäklern,

ob er gleich ganz gewiß unter seinen kristlichen Mitbürgern weit billigere Gläubiger gefunden, das Geld selbst auf weit längere, und folglich weniger lästigere Termine erhalten hätte. Aber falsche Schaam, oder vielmehr falscher Stolz verhinderte diesen Schritt. Er hatte im Zirkel seiner Freunde oft und vielmals erklärt, daß der Kaufmann nie sicher, nie mit Hofnung eines gewissen Vortheils spekuliren könne, wenn er mit erborgtem Gelde handeln müsse, er hatte diesen Saz oft hartnäkkig vertheidigt, und wollte nun nicht selbst seiner Ueberzeugung öffentlich widersprechen. Die jüdischen Mäkler, welche er rufen ließ, waren diesmal nicht so bereitwillig; sie konnten nicht begreifen, wie einer der reichsten und angesehnsten Kaufleute der Stadt in so grosse Verlegenheit gesezt würde, wiederholt, und eine so ansehnliche Summe borgen zu müssen; sie argwohnten mit vollem Rechte irgend einen grossen Bankerut in der Ferne, welcher vielleicht dem reichen L — einen grossen Theil seines Vermögens geraubt, und ihn dadurch unsicher gemacht habe. Sie gaben ihrer Vermuthung Worte, und forderten, ehe sie die verlangte Summe zahlten, Beruhigung und Ueberzeugung. L — glaubte beides nicht besser gewähren zu können, als wenn er ihnen alles aufrichtig erzähle; er thats, und die Zweifler heischten die Obligazion des Gesanden als ein Unterpfand. So ungerne L — ihr Verlangen gewährte, so mußte er es am En-

de doch bewilligen, weil er überzeugt zu sein glaubte, daß jeder seiner kristlichen Freunde, an welchen er sich in diesem Anliegen wenden könne, noch weit mehr Zweifel erregen, und noch überdies seinem Kredit durch Schwazhaftigkeit unheilbar verlezzen werde.

Als er seine Kassen mit der erborgten Summe wieder gefüllt hatte, ging seine Handlung den gewöhnlichen, ruhigen Schritt fort, aber die Ruhe seines Lebens war vernichtet; tausend Sorgen und Zweifel quälten ihn unaufhörlich, immer fürchtete er, daß die Juden aus eigennüzziger Absicht, vielleicht gar aus Schadenfreude, die verpfändete Obligazion dem Minister oder den Anverwanden des Gesanden zeigen, und ihm die besondere Freundschaft desselben rauben würden. Er fürchtete dies bald mit grösserm Rechte, weil er oft den Wucher und die besondere Begierde der Juden, jeden Handlungsartikel zu einem Monopol ihrer Nazion zu machen, bei dem Minister als höchst gefährlich geschildert, und diesen bewogen hatte, eben izt einige Verordnungen zu erlassen, die dem Wucher und dieser Begierde feste Schranken sezten. Aeusserst traurig ward er bald nachher, als seine Freunde ihn als den Urheber dieser für sie so nüzlichen Verordnungen öffentlich nannten, und ihm mit vollem Rechte muthmassen liessen, daß seine Gläubiger diese Reden bald erfahren, und sich eben so gewiß an ihm rächen würden.

Eben sas er nachdenkend und einsam in seinem Zimmer, berechnete die Zeit, in welcher er seine Schuld tilgen, die Obligazion wieder einlösen, und sich seiner schweren Sorge entledigen könne, als sein Hausiude zu ihm eintrat*). Vorher war dieser Mann in L — s Hause nur wenig geachtet, so sehr er auch flehte, so ward doch nur selten etwas von ihm gekauft, izt da L — von jüdischen Mäklern so viel Geld borgte, und seine Hülfe dazu brauchte, ward er vertrauter und wichtiger, und suchte diesen Zufall zu seinem Vortheile zu benuzzen. Gnädiger Herr L —, sprach er, als L — immer fort rechnete, wäre ich so reich wie sie, ich würde nicht immer selbst arbeiten, sondern lieber andre für mich arbeiten lassen.

Hr. v. L —. Lieber Abraham, des Herrn Auge macht die Kuh fett! Ein Sprichwort das

*) So nennt man, oder vielmehr so nennen sich diejenigen Juden, welche sich unter tausend scheinbaren Gründen in irgend ein Haus eindrängen, alles, was die Innwohner des Hauses bedürfen, anfangs äusserst wohlfeil, nach und nach aber immer theurer liefern, sehr gerne borgen, um grossen Gewinn ziehen zu können, und indem sie so willig jeden Wunsch des Luxus befriedigen, oft die einzige Ursache des Ruins und Verderbens einer wohlhabenden Familie werden.

sich nicht allein in der Oekonomie, sondern auch in der Handlung mit größtem Vortheile anwenden läßt.

Abraham. Ich will und kann nicht widersprechen; aber dann hat ihre Handlung auch eine schwere Pflicht, die sie im hohen Alter doch nicht mehr erfüllen können. Ach hätte ich nur den sechsten Theil ihres Vermögens, oder wenigstens nur den zehnten Theil ihres Kredits, ich wollte schneller und ohne Mühe reicher werden, als sie izt sind.

Hr. v. L —. Hm! Solche Spekulazionen sind izt höchst selten! Ja, ehemals, im siebenjährigen Kriegt gabs mannigfaltige, aber izt — —

Abraham. O auch izt! Schnell, sicher, und äusserst reichlich lohnend!

Hr. v. L —. Ich wäre begierig, nur eine derselben kennen zu lernen, würde sie, mit diesen Eigenschaften begabt, schwerlich von mir weisen.

Abraham. Wollen sie mich ruhig anhören?

Hr. v. L —. Vom Herzen gerne.

Abraham. Es wird ihnen sicher bekannt sein, daß der grosse Fabrikant G — zu L — in S — Bankerut gemacht hat.

Hr. v. L —. Das ist mir bekannt! Hätte ich seinen Bankerut nicht früh genug erfahren, so

so hätte ich vielleicht zwanzigtausend Gulden verliehren können, weil man mich mit Wechseln zahlen wollte, die er ausgestellt hatte.

Abraham. Für solchem Unglükke soll sie der Allmächtige bewahren. Er ist schändlich entflohen, und sein grosses Waarenlager ist gerichtlich aukzionirt worden. Ein Schwager von mir, der eben zugegen war, hats für vierzigtausend Gulden erkauft, und doch ists unter Brüdern achtzigtausend Gulden werth, und könnte mans in unser Land einführen, so würde der Gewinn noch weit mehr betragen.

Hr. v. L —. Es sind also verbotne Waaren?

Abraham. Freilich, und die meisten noch überdies von der Gattung, wie wir sie wohl zu erzeugen wünschen, aber noch nicht erzeugen können. Ueberall herrscht wirklicher Mangel in diesen Artikeln, überall fragt man vergebens darnach, und findet man sie auch, so gleichen sie doch lange den ausländischen nicht, sind weit theurer, aber auch weit schlechter. Hier ist das Verzeichnis, urtheilen sie selbst.

Hr. v. L —. (es durchsehend) Ich kann nicht widersprechen! Es sind lauter gangbare, und würklich izt sehr gesuchte Waaren.

Abraham. Hätte ich sie hier, ich wollte binnen einem Monat ganz sicher baare einmal hundert Tausend Gulden verdienen.

Hr. v. L—. Auch daran zweifle ich unter diesen Umständen nicht, aber die ganze mögliche Spekulazion wird zum Wunsche, der nie erfüllt werden kann.

Abraham. Gnädiger Herr leben, hören sie mir nur ruhig zu, und sie werden bald andrer Meinung sein. Mein Schwager, der ein grundehrlicher, ein geschikter, aber kein reicher Mann ist, hat gereizt durch den grossen und sichern Gewinn, das Waarenlager in der Aukzion wirklich erkauft, aber findet er nicht Freunde, so sind alle seine Aussichten vernichtet. Er hat binnen einem Monat zu zahlen versprochen, und kam gestern zu mir um Beistand zu fordern. Mein Vermögen liegt, wie sie leicht denken *können*, nicht baar im Kasten, ist dort und da verstekt, mein Handel fordert keinen Kredit, folglich habe ich auch keinen, und kann ihm also nicht helfen. Auf meinen Rath will er nun an einen Reichern das Waarenlager überlassen, und sich mit einem sehr mässigen und kleinen Gewinn begnügen.

Hr. v. L—. Was nüzt dies alles? Im Auslande haben diese Waaren izt würklich geringen Werth und noch schlechtern Abgang. Die Ursache ist sehr natürlich und einleuchtend. Sonst zogen unsre Kaufleute einige Millionen dieser Artikel jährlich in unsre Länder, izt verhindert sie das Verbot ganz daran, und da das Ausland immer noch fortfährt, eine ähnliche Quantität zu

erzeugen, so ists ganz natürlich, daß die Waaren sich häufen, und aus Mangel der Käufer täglich im Werthe fallen müssen. Mein lieber Abraham, hätte unser Monarch die Einfuhr nicht untersagt, so wäre G — nicht gefallen, denn er stand solid und gut, und kennten seine Gläubiger bessern und schnellern Absaz des Waarenlagers, so würden sie es sicher nicht um solch einen Spottpreis an einen fremden Juden überlassen haben. Die Spekulazion taugt also nichts, und der ganze Gewinn zerplazt gleich einer Seifenblase.

Abraham. Gnädiger Herr leben, sie sprechen so weise wie Salomo. Im Auslande sind die Waaren vielleicht nicht gar vielmehr werth, aber in unserm Lande — — Sprechen sie es selbst aus: Wie viel sie hier werth sein würden? Da ist das Verzeichniß, kalkuliren sie ein wenig.

Hr. v. L —. Ich verschwende nicht gerne meine Zeit so ganz vergebens.

Abraham. (lächelnd) Ganz vergebens? Gnädiger Herr, mein Schwager wohnt zu T —, welches nur zwei Stunden von der — schen Gränze entfernt liegt. Er kennt alle Wege und Stege, er fährt bei Nacht und bei Tage sicher. Ehe vierzehn Tage vergehn, sind die Waaren im Lande — — Gnädiger Herr, lassen sie mich ausreden! — — Er übernimmt den Transport auf eigne Gefahr, er stellt Kauzion, und wenn sein Vermögen nicht zureicht, so werde auch ich Bürge

für ihn. Sind dann die Waaren im Lande, und schon ganz verkauft, so fordert er für alle seine Mühe und Gefahr nur zehntausend Gulden Gewinn, den ganzen übrigen, welcher sicher vierzig bis funfzig Tausend betragen kann, überläßt er demjenigen, der die Zahlung für die Waaren geleistet hatte.

Hr. v. L—. Und wer soll, wer wird diese leisten?

Abraham. Keiner so leicht, so sicher wie sie, gnädiger Herr!

Hr. v. L—. Ich? Ich?

Abraham. Ja, eben sie. Nach der Versicherung meines Schwagers wollen die Verkäufer herzlich gerne die Bezahlung in sichern Wechseln auf drei Monat Sicht annehmen. Sie fordern nur, daß diese auf gute Häuser in Dresden oder Leipzig gestellt, und von diesen akzeptirt werden. Ihre Wechsel, gnädiger Herr, werden überall honorirt, und ehe drei Monate vergehen, sind die Waaren verkauft, und das Geld liegt nebst dem ansehnlichen Gewinne zur Bezahlung bereit.

Hr. v. L—. Gott bewahre mich vor solch einem Gewinne! Der Monarch beehrt mich mit seinem Vertrauen, überhäuft mich mit Wohlthaten, und Ehrenbezeugungen, und ich sollte sein Vertrauen, seine Güte auf solche Art lohnen?

Nein! Nein! Könnte der Gewinn auch Millionen betragen, ich würde sie stolz von mir weisen, und ruhig verachten.

Abraham. Zu gut, zu ehrlich ist nicht gut. Jeder Unterthan muß dem Gesezze gehorchen, aber es giebt auch Fälle, wo das Gesez eine Ausnahme leidet, die man ohne Vorwurf des Gewissens machen kann. Ein Kaufmann muß spekuliren, und ist dies nicht eine vortheilhafte, eine sichere Spekulazion? Wollen sie allein ehrlich bleiben, wenn Tausende nicht so ehrlich handeln? Der weisse Rabe wird seiner Seltenheit wegen von allen schwarzen Raben verfolgt, und ehe er sichs versieht, hakt ihm sein Nachbar die Augen aus.

Hr. v. L—. Ich will nichts weiter hören! Verdank ers meiner Grosmuth, daß ich Stillschweigen gelobe, mehr vermag ich nicht, mehr werde ich nicht thun.

Abraham. Gnädiger Herr, sie stehen sich, so wahr Gott lebt, im Lichte; solch ein Handel erscheint nicht alle Tage. Das Darlehn, welches sie auf so unerwartete Art dem spanischen Gesandten leisten mußten, hat ihnen Sorge und Kummer in Menge verursacht, wird sie in der Folge zwingen, ihre Handlung einzuschränken, und dieser Schritt wird grosses Aufsehen erregen, ihren Kredit äusserst schwächen. Ich zeige ihnen izt Mittel und Wege, wie sie mit einmal den erlitte-

nen Verlust ersezzen, künftig sorgenfrei und ruhig leben können, und sie — Nein, das ist mir unbegreiflich — sie verwerfen den Rath, und wollen mit Gewalt ihr Ansehen, ihren Kredit vernichten.

Hr. v. L —. Gewissensvorwürfe würden mir diesen Gewinn schreklich verbittern, und die Gefahr — — Erwägt er denn diese gar nicht?

Abraham. Die Gefahr? Kommt denn diese auf ihre Rechnung? Uebernimmt diese mein Schwager nicht ganz? Ich und er, wir beide leisten vereint eine Kauzion von zehntausend Gulden. Mein Schwager führt die Waaren auf sichern und bekannten Schleichwegen ein, aber er wagt nie mehr als die Hälfte dieser Summe, weil er höchstens nur ein oder zwei Wagen voll auf einmal herein führen läßt. Sollte nun wider alles Vermuthen einer dieser Transporte entdekt und angehalten werden, so fällt der Verlust auf uns, und die geleistete Sicherheit gehört ihnen. Mehr kann und wird doch niemand fordern? Daß übrigens die Spekulazion gut und äusserst sicher ist, können sie schon daraus schliessen, weil wir zehntausend Gulden wagen. Würden wir dies thun, wenn Gefahr möglich wäre? Ein Jude liebt sein Geld, weil er ohne dies ein Nulle in der menschlichen Gesellschaft ist, die ieder Bube mit dem Finger auslöscht. Erwägen, bedenken sie dies, gnädiger Herr!

Hr. v. L —. Ich habe alles erwogen, und bleibe bei meinem Entschlusse. Genug davon, ich will und mag kein Wort mehr hören. Wenn auch die Einschränkung meiner Handlung Aufsehen erregt, wenn sie auch meinen Kredit schwächen sollte, so bleibt doch innere Ruhe, die mir nicht für eine Million feil ist.

Abraham. Gnädiger Herr, ich meins ehrlich und redlich, ich gönne ihnen zwei volle Tage Bedenkzeit. (er legt das Verzeichniß der Waaren auf den Tisch) Uebersehen sie es bei Gelegenheit, sie werden sich dann besser als durch Worte überzeugen. Morgen komme ich wieder.

Hr. v. L —. Er kommt vergebens.

Abraham. Ich komme doch, und gehe dann erst zu einem andern, der mich sicher nicht abweisen, mir mehr Gewinn, als ich bei ihnen forderte, zugestehen wird.

Hr. v. L —. Mein Entschluß bleibt fest!

Abraham. Davon will ich mich morgen erst überzeugen. Guter Rath kommt oft über Nacht! Vielleicht wird dieses Sprüchwort, zu ihrem größten Nuzen, auch an ihnen wahr.

Hr. v. L —. Er wird das Gegentheil erfahren.

Abraham. Leben sie wohl!

Hr. v. L —. Noch eins! Die Mäkler, bei welchen ich das Geld borgte, werden doch reinen Mund halten?

Abraham. Daran ist nicht zu zweifeln.

Hr. v. L —. Mir ist sehr viel daran gelegen. Besonders wünsche ich herzlich, daß die verpfändete Obligazion niemanden gezeigt, und noch weniger abermals an Fremde verpfändet wird.

Abraham. Ich will ihren Wunsch bei erster Gelegenheit den Mäklern bekannt machen.

Hr. v. L —. Das thue er, lieber bald, lieber heute noch. Es war zwar ausdrüklich bedungen, aber Erinnerung schadet in dergleichen Fällen nie. Ich würde dann lieber das Aeusserste wagen, und die Summe vor der Verfallzeit bezahlen.

Abraham. Ich werde alles getreulich ausrichten.

Abraham ging, und L — sezte sich wieder an seinen Schreibtisch. Das Verzeichniß der Waaren fiel ihm in die Hand, er war zu ernsthaftem Geschäfte nicht aufgelegt, und untersuchte nun blos zum Zeitvertreibe, würklich nicht aus Absicht: Ob der Jude richtig spekulire, und der grosse Gewimn würklich zu hoffen sei? Bekannt mit dem Preise dieser Waaren fand er bald, daß dieser nicht übertrieben sei, sicher und schnell er-

folgen müsse, wenn diese so seltnen Waaren im Lande verkauft würden. Mit dieser Ueberzeugung verließ er seinen Schreibtisch, machte aber auch zugleich den festen Vorsaz, nie an solchem Gewinne Theil zu nehmen. Wie er Nachmittags nach seinem Garten gehen wollte, überreichte man ihm ein Billet, er erbrachs, und trauerte sehr über den unerwarteten Inhalt desselben. Ihr Hausstube, schrieb ihm einer der jüdischen Mäkler, hat mir eben izt ihren Wunsch bekannt gemacht. Ich denke ehrlich und redlich, und muß es ihnen daher aufrichtig gestehen, daß ich die Erfüllung desselben nicht verbürgen kann. Ich bin ein Negoziant, der jeden Gewinn nuzzen und suchen muß, und komme daher oft in Verlegenheit, meine in Händen habende Schuldscheine an andre verpfänden zu müssen. Sie haben diesen Fall erst kürzlich selbst erlebt, und werden es mir also auch nicht verdenken, wenn ich im ähnlichen Falle eben so handle, denn Noth kennt kein Gesez, und bricht Eisen, um so mehr leere Worte. Um ihnen aber einen Beweiß meiner aufrichtigen, und redlichen Gesinnung zu geben, so verspreche und gelobe ich binnen drei Monaten weder ihren Wechsel, noch die Obligazion an einen dritten zu verpfänden, wenn sie mich in dieser Zeit, obgleich die Summe auf ein Jahr vorgeliehen ward, zu bezahlen geloben, und sich nebenbei den ganz bedungenen Rabatt gefallen lassen. Ich erwarte durch Ueberbringern eine sichere Antwort, um mich in jedem Falle darnach richten zu können.

Der beleidigte und tiefgekränkte L — ging straks nach seiner Schreibstube zurük, und versprach binnen drei Monaten sichere Zahlung des Kapitals und der ganzjährigen Interessen, wenn der Mäkler sein wiederholt gegebnes Wort eben so sicher erfüllen würde. Ihm war wohl und leicht, als er die Antwort abgesandt hatte, aber bald wards ihm bange und schwer, weil er neue Verlegenheit voraus sah, und diese so gerne vermeiden wollte. Das Verzeichnis der Waaren lag noch auf dem Tische, er stekte es zu sich, und ging nach dem Garten. Wie er es hier abermals genau prüfte, so ward Ueberzeugung fest, daß diese Spekulazion ihn aus aller Verlegenheit retten, der Gewinn derselben in Zeit von drei Monaten alle seine Schulden tilgen, und die so verhaßte Einschränkung seiner Handlung verhindern würde. Oft verwarf er freilich noch den Gedanken der Ausführung, wie aber sein gekränkter und beleidigter Stolz sich mächtig regte, und ihm die spottvollen Gesichter aller kleinen und grossen Kaufleute der Stadt lebhaft darstellte, die sicher hämisch lachen würden, wenn der geadelte Herr v. L —, nicht mehr so viel vermöge, als der bürgerliche so lange vermochte, da schwieg sein Gewissen, da schien die Unternehmung nur gewagt, nicht mehr sträflich.

Als er den Garten verließ, war er noch nicht entschlossen, wie er aber die ganze Nacht schlaflos auf seinem Lager lag, vergebens andre

Pläne suchte, vergebens nach Hülfsmitteln rang, und diese nur in der so verhaßten Einschränkung seiner Handlung fand, da siegte endlich sein Stolz, und er beschloß zu nuzzen, was sich ihm so absichtlich zum Nuzzen darbot. Tausend Scheingründe verminderten nun in seinen Augen das Schändliche und Unerlaubte der Handlung. Keiner meiner Mitbrüder, dachte er, ist frei von diesem Fehler, ieder wünscht ihn oft zu begehen, um oft gewinnen zu können. Warum sollte ich also nicht einmal wagen, was Hunderte so oft wagten, und Tausende nach mir noch wagen werden? Nach langen und weitern Nachdenken fand er überdies, daß das Verbot, diese Waaren einzuführen, würklich zu früh erschienen sei, weil der Mangel und der stets steigende Werth derselben es nur allzudeutlich bewiese, daß die inländischen Fabriken noch nicht leisten könnten, was sie leisten sollten. Und doch hatte er einige Monate vorher dem Minister noch weit deutlicher und inniger bewiesen, daß man iede neu errichtete Fabrik gleich einem Kinde sorgfältig schüzzen und pflegen müsse, weil solche sonst nie zur fruchtragenden Grösse empor wachsen könne. Aber der Mensch vertheidigt und beweißt oft manches, was er in kurzer Zeit widerruft, weil es seine Wünsche hindert, oder seinen Egoismus beleidigt.

Am Morgen erschien Abraham, und ward freundlich empfangen. Freilich hatte Herr von L— noch vieles dagegen einzuwenden, da aber

der dienstfertige Abraham ieden Einwurf widerlegte, so ward man bald über die Hauptsache, und endlich auch über die Nebenbedingnisse einig. Herr von L — handelte in diesem Geschäfte als ein kluger, und denkender Kaufmann, er glaubte überzeugt zu sein, daß ihn der Jude nicht betrügen, nicht durch unwahrhafte Anzeige hintergehen würde, aber er beschloß doch vorher selbst zu sehen, und mit eignen Augen zu prüfen: Ob das Waarenlager auch würklich dasienige enthalte, was das Verzeichnis zu enthalten versprach? Abraham war diese Bedingniß vollkommen zufrieden, und Herr von L — reiste schon am andern Tage nach der Gränze ab. Da er diese Reise in eignen Geschäften oft, und wenigstens des Jahres einigemal unternahm, so ward auch diese keinem verdächtig, und L — konnte ungehindert über die Gränze gehen, und das Waarenlager zu L — in S — untersuchen. Er fand alles der strengsten Wahrheit gemäß, die Feinheit und der so gefällige Modegeschmak übertraf sogar seine Erwartung. Er reiste vergnügt zurük, und stellte nun ohne weitern Zweifel die erforderlichen Wechsel aus, um damit die Waaren bezahlen zu können. Die Gläubiger des gefallnen Fabrikanten, welchen die Solidität des Ausstellers sehr gut bekannt war, nahmen sie ohne weitere Prüfung statt baare Bezahlung an, und die Waaren wurden dem Juden als unbeschränktes Eigenthum übergeben. Dieser hatte vorher dem Herrn von L — des Versprechens

gemäß sicher gestellt, und überdies noch die versprochne Kauzion geleistet. L — weilte noch einige Zeit unter mancherlei Vorwande mit klopfendem Herzen an der Gränze, weil er sich durch schnelle Nachricht überzeugen wollte, ob das Wagstük auch würklich mit dem versprochnen Glükke gelingen würde. Der Jude begann sogleich mit Muth, iedem Morgen erhielte L — die angenehme Nachricht, daß die vorhergehende Nacht stets einige belastete Wagen ungehindert über die Gränze geführt wurden. Wie acht Tage verflossen waren, reiste L — absichtlich durch den Wohnort des Juden, und überzeugte sich dort abermals mit eignen Augen, daß bereits die grössere Hälfte dieser Waaren wohlbehalten in seinem Gewölbe ruhe, und überdies noch zur Verhütung einer möglichen Entdekkung mit allen Kennzeichen der inländischen Produkte versehen sei. Der thätige Jude zeigte ihm überdies Briefe mehrerer iüdischer Kaufleute, welche diese Waaren gegen sogleiche baare Bezahlung abzunehmen gelobten, und einen Preis dafür boten, der L — s Erwartung noch weit übertraf.

Vergnügt und zufrieden reiste er nun nach der Haupstadt zurük, und da die folgenden zwei Posttage den glüklichen Fortgang der Unternehmung noch ferner bestätigten, würklich nur noch für einige Tausend Gulden Waaren im Auslande lagen, so vernichtete er mit frohem Herzen den Plan zur Einschränkung seiner Handlung, und

machte aufs neue gewöhnliche und starke Bestellungen, weil er überzeugt war, daß er binnen Monatsfrist mit dem Gewinne seine Schulden bezahlen, und nun wieder sorgenfrei leben könne. Am folgenden Posttage erschien keine Nachricht, doch beunruhigte ihn dies nicht sonderlich, weil er bei so vielen Geschäften irgend ein gewöhnliches Hindernis vermuthete, aber staunend, sprachlos und würklich iammernd sas er am andern Tage an seinem Schreibtische, als Abraham mit Thränen zu ihm eintrat, und ihm die Schrekkenspost verkündigte, daß die Gränzwächter, zwei Wagen, auf welchen die lezten Waaren geladen waren, nicht allein angehalten, sondern auch den Sohn seines Schwagers, welcher solche begleitete, gefangen genommen hätten. Der Bube, sprach Abraham, ist unerfahren und äusserst furchtsam, ich befürchte daher mit vollem Rechte das Aergste, ahnde nicht nur den Verlust der angehaltenen, sondern auch den Verrath der schon eingeführten Waaren, und dann bin ich samt meinem Schwager verlohren, dann müssen wir, da wir die Strafe nicht zahlen können, ewig im Zuchthause schmachten.

So sehr diese Nachricht auch den armen L — aller Fassung beraubt hatte, so muste er doch am Ende selbst noch Tröster werden, weil der Jude anhaltend und so kläglich weinte, daß sein Geschrei leicht einige Vorübergehende hätte ins Zimmer lokken können. Hoffend und wün-

schend, fürchtend und zagend erwartete man nun weitere Nachrichten, sie kamen bald, und mit ihnen die traurige Bestätigung, deß der unglükliche Sohn würklich alles gestanden, und man, durch ihn belehrt, nicht allein alle bereits eingeführte Waaren konfiszirt, sondern auch den Juden selbst als einen Uebertreter der Gesezze ins Gefängniß gesezt habe. Die Frau desselben brachte diese Nachricht selbst, sie war hochschwanger, und stürzte weinend und schluchzend zu L — s Füssen nieder. Wenn sie nicht helfen, sprach sie, wenn sie uns nicht retten, so muß mein Mann im Zuchthause verschmachten, und ich samt seinen Kindern betteln gehen. Das werden, das können sie nicht zulassen!

Hr. v. L —. Theure Frau, gern wollte ichs hindern, aber wie vermag ichs?

Die Jüdin. Sie vermögen es. Ihnen sind unsre scharfen Zollgesezze bekannt, sie wissen, daß man nebst dem Verlust der eingeführten, verbotnen Waare auch noch den Werth derselben bezahlen, oder für ieden Gulden der geschäzten Summe einen Tag im Zuchthause arbeiten muß.

Hr. v. L —. Das weiß ich alles, aber ich kann und werde diese Summe nicht zahlen, da ich ohnehin voraussehe, daß ich dieienige, welche ich zur Bezahlung der Waaren leistete, ungeachtet aller Kauzion und gegebnen Sicherheit, werde verlieren müssen.

Die Jüdin. Es thut mir leid, daß ich ihre Vermuthung bestätigen muß, denn das Zollamt hat bereits auf alles liegende und fahrende Vermögen meines Gatten den strengsten Verbot gelegt, ich bin keines Hellers mehr mächtig, und wo nichts ist, da hat selbst der König sein Recht verlohren.

Hr. v. L—. Schreklich! Schreklich! O daß ich mich auch mit solch einem Unternehmen befaßte! O daß ich — —

Die Jüdin. Ich könnte mit weit mehrern Rechte so klagen. Mein Mann arbeitete für fremden Gewinn, und soll sich nun auch für Fremde aufopfern. Dies ist noch weit schreklicher. Gnädiger Herr, wollen sie ihn nicht retten, wollen sie nicht die Strafe zahlen, damit er dem Gefängnisse entgeht, und ferner Weib und Kinder ernähren kann?

Hr. v. L—. Gott im Himmel, wie wäre dies möglich? Die Bezahlung solch einer Summe würde — müßte mich stürzen.

Die Jüdin. Ist dies ihr ernstlicher, fester Wille?

Hr. v. L—. Er ists, bei Gott, er ists.

Die Jüdin. (standhaft) So leben sie wohl.

Hr. v. L—. Wo will sie hin?

Die

Die Jüdin. (bitter) Zum Gerichte. Will durch neuen Verrath meinen Mann retten, und meinen Kindern einen Vater erhalten. Wenn ich die ganze Sache mit allen ihren Umständen anzeige, so wird man willig meinen Gatten frei lassen, und sich an denienigen halten, der zahlen kann, und zahlen muß. Auf diese Art werde ich am Ende noch als Denunziantin belohnt. Die That ist schändlich, ich würde selbst den Traum verabscheut haben, der sie mir als würklich vorgestellt hätte, aber der Schwimmende ergreift iedes Bret. Mein Mann schmachtet im Gefängnisse, sieben Kinder iammern zu Hause, unter meinem Herzen ruht das achte. Den solch ein Bild nicht rührt, der verdient keine Schonung.

Hr. v. L—. Gute Frau, was will sie unternehmen? Ich werde, ich muß alles läugnen.

Die Jüdin. Dies bezweifle ich nicht, aber wenn ich erweise, daß sie die Zahlung im Auslande leisteten, wenn ich die Briefe vorzeige, die sie meinem Mann schrieben, so wird das hartnäkkigste Läugnen nichts nuzzen. Gnädiger Herr, ich will und wünsche ihr Unglük nicht, besinnen sie sich eines bessern. Ist der Schritt einmal gethan, so kann er nicht zurük gethan werden, und ihr Ansehen, ihr Zutrauen ist unwiederbringlich verlohren, sie müssen obendrein noch weit mehr zahlen, als wir zahlen würden, wenn wir die ganze Sache auf uns nehmen.

Herr von L — fühlte das Gewicht dieser Gründe mit voller Stärke, er konnte es zu keiner Klage kommen lassen, und forderte endlich nur Aufschub, um alles genau prüfen, und den am wenigsten kostbaren Weg wählen zu können; aber die Jüdin bestand auf schneller und fester Erklärung. Mit Mühe konnte sie L — bewegen, nur wenigstens ihren Bruder, den Abraham, herbei rufen zu lassen, um mit ihm, als dem Urheber dieses schreklichen Unglüks, sprechen zu können. Er erschien, und hörte mit Gedult die Vorwürfe an, welche ihm L — im gerechten Zorne machte. Ich habe sie verdient, aber ich kann den Vorsaz meiner Schwester nicht mißbilligen, denn Noth kennt kein Gesez, und da sie den Gewinn beinahe ganz allein gezogen hätten, so ist es auch billig, daß sie izt den Verlust tragen, welchen der Allmächtige über uns verhängt hat. Dies war alles, was er antwortete, und L — mußte sich zur Unterhandlung bequemen. Ehe eine Stunde verging, waren beide Theile einig. Herr von L — übergab beiden für vierzigtausend Gulden Wechselbriefe auf sechs Monate Sicht. Mit dieser Summe hoften sie nicht allein die Strafe bezahlen zu können, sondern auch noch nebenbei den Abzug, welche diese Wechsel nothwendig bei der Umsezzung in baares Geld leisten mußten, zu bestreiten. Alle Versicherungen, Verpfändungen und Kauzionen, welche übrigens die Juden geleistet hatten, mußte er gegen die Briefe, welche

er würklich mit unvorsichtigen Ausdrücken geschrieben hatte, heraus geben, und wie diese endlich unter dem heiligsten Versprechen der Verschwiegenheit sein Zimmer verliessen, so überzeugte er sich, ohne eines Federzugs dabei zu bedürfen, daß er nun um achtzigtausend Gulden ärmer sei, und diese noch überdies binnen drei und sechs Monaten bezahlen müsse. Sorge und Angst erhielten ihn die ganze Nacht wach, aber er rang vergebens nach Mitteln, wie er seinen Kredit, und seine Handlung noch ferner behaupten könne. Da er mit einmal, und noch obendrein unvorbereitet der leztern die grössere Hälfte seines Vermögens entziehen mußte, so erblikte er nirgends eine Möglichkeit, ihren Fall zu verhindern; dieser Gedanke, der sich immer fester einprägte, brachte ihn beinahe zur Verzweiflung, und doch war kalte Ueberlegung izt so räthlich und nöthig. Nach langem Kampfe vertraute er endlich sein Unglük seinem treuen und redlichen Buchhalter, dieser überlegte und rathschlagte nun mit ihm, aber beider Mühe war fruchtlos, weil die Erhaltung des Kredits und der Handlung sich nun nicht mehr vereinbaren ließ, wenigstens eines dem andern weichen mußte. Um als redlicher Mann, wo nicht als prompter, doch wenigstens richtiger Zahler handeln zu können, beschloß endlich L — die ganze Handlung aufzugeben, unter diesem Vorwande alle Bestellung mit einmal abzuschreiben, und alle eingehenden Summen zu sammeln, um damit am Ende richtig

zahlen zu können. Dieser Schritt erregte, da er so unvorbereitet, so schnell geschah, ganz natürlich die größte Aufmerksamkeit, und diese ging nur allzubald in Argwohn über, weil ieder der ihm Vorschuß gewährt hatte, diesen zu dekken, oder sich dessen auf andere Art zu entledigen suchte. Hätten seine Schuldner eben so pünktlich gehandelt, eben so willig gezahlt, wie er zahlen wollte und mußte, so würde L — mit Ehren geendet, seinen Verlust wohl gefühlt, iedoch mit ihm nicht stärkeres und grösseres Unglück beweint haben. Aber diese zahlten alle äusserst saumselig, und viele derselben zahlten gar nicht, weil er ihnen keinen fernern Kredit gewähren konnte, und sie sich mit den in Händen habenden, noch *nicht* verkauften Waaren oft sehr billig entschuldigten. Eben so wenig und richtig ging der eine sehr grosse Summe betragende Vorschuß ein, welchen L — von ieher den Webern und übrigen Künstlern geleistet hatte. Auf dieser Seite war noch weit grösseres Recht, weil sie auf sein Wort bauend, sich Vorrath aller Gattung gekauft hatten, diesen nun nicht verarbeiten konnten, und ihren Gläubiger daher ganz natürlich bis zu diesem Zeitpunkt vertrösten mußten.

Schon als die ersten Wechsel zur Zahlung erschienen, konnte der reiche L — nicht pünktlich zahlen, und mußte all sein Vermögen seinen Gläubigern gerichtlich zediren. Er that dies mit der sichern Ueberzeugung, daß keiner derselben einen

Pfennig verliehren könne, er bewieß diese Ueberzeugung vor Gerichte, und bewog dieses, ihn nicht als einen muthwilligen, sondern nur als einen unglüllichen Bankrotirer zu behandeln. Man gönnte ihm würklich fernere Freiheit, und er verließ mit Thränen sein grosses Haus in der Stadt, um sich in dem kleinen Hintergebäude seines Gartens vor dem gaffenden Blikke des Pöbels, vor dem Hohngelächter manches schadenfrohen Mitbürgers zu verbergen. Sein erstauntes Weib folgte ihm willig, aber sie vermochte den Verlust ihres Vermögens nicht so standhaft zu ertragen, und vollendete nach zwei Monaten in seinen Armen. Tiefer Schmerz nagte nun an seinem Herzen, und ward bald durch die bittern Vorwürfe seines Sohnes vermehrt, der in Spanien durch die Briefe seiner Freunde das grosse, ganz unerwartete Unglük erfahren hatte, und sich nun berechtigt glaubte, den leichtsinnigen und verschwenderischen Vater als den Urheber desselben anzuklagen.

L — beantwortete keinen der Briefe des undankbaren Sohnes, aber ieder derselben mehrte seinen Tiefsinn und sichtbaren Hang zur Melancholie. Er ging nie aus, beschäftigte sich mit nichts, gab höchst ungerne Auskünfte, wenn das Gericht solche fordern mußte, und sprach oft Tage lang mit seinem alten Diener kein Wort. Seine ungestümmen Gläubiger drangen indes auf den Verkauf seines Hauses, Gartens und ansehnlichen

Waarenlagers. Es war sehr natürlich, daß alles dieses weit unter dem wahren Werthe verkauft, und L — s Vermögen dadurch sehr vermindert wurde, aber alles dies schien keinen Eindruk auf ihn zu machen; er verließ willig seine einsame Wohnung, miethete in der Vorstadt eine ähnliche, und wurde nun ganz gelassen und ruhig, wenn sein alter Diener ihm mit den stärksten Gründen bewieß, daß ieder seiner Gläubiger ehrlich bezahlt werden, und sicher noch so viel übrig bleiben würde, um ohne Sorgen und Kummer leben zu können.

Nach drei langen Jahren ward endlich ieder Prozeß, den der Vertretter seines ganzen Vermögens mit manchem seiner Gläubiger und Schuldner geführt hatte, geendigt, und L — vor Gerichte geladen, um, da alles bezahlt war, den Ueberrest seines Vermögens in Empfang zu nehmen. Er staunte mit Recht, als man ihm bewieß, daß nicht mehr als fünf und vierzigtausend Gulden übrig geblieben wären, aber er staunte nicht länger, wie er die Verkaufspreise seines Waarenlagers und der übrigen Effekten einsah. Selbst an der so sichern Obligazion des Gesanden, hatte er wegen der darinne enthaltenen Bedingnisse namhaften Verlust leiden müssen. Er vergaß diesen und noch weit stärkern, und forderte nur den geretteten Ueberrest, um mit diesem in irgend einem Winkel der Erde unbekannt und ruhig leben zu können. Man reichte ihm solchen willig, aber

auch dieser bestand keinesweges im baaren Gelde, sondern in Forderungen und vorzüglich in englischen und amerikanischen Briefen, welche an ihn, als an den ersten Giranten, mit Protest eingelaufen waren. Da diese Briefe ihm so sicher schienen, so konnte er den Protest derselben nicht begreifen, aber bald ward er ihm deutlich und klar, wie man ihm erklärte, daß England izt mit seinen rebellischen Kolonien in Amerika Krieg führe, und durch diesen Krieg manches reiche Haus in England gestürzt sei, weil die Amerikaner an richtiger Zahlung gehindert würden.

So beunruhigend diese Nachricht für den armen L — sein mußte, so würkte sie doch würklich das Gegentheil, machte ihn wieder emsig, und fähig zu retten, was noch zu retten möglich war. Schon am folgenden Tage verließ er mit seinem treuen Diener die Hauptstadt, und reiste nach den Gegenden, wo er noch Schulden ausstehen hatte. Diese waren aber, wie der Erfolg lehrte, höchst unsicher und wegen der Armuth der Schuldner oft ganz uneinbringlich. Er hatte mehr als funfzehntausend Gulden im Lande zu fordern, sammelte aber mit grösster Mühe und Anstrengung nur viertausend, die übrige Summe mußte er als verlohren betrachten, wollte sie nicht einmal mit Strenge fordern, weil die schnelle, unvorbereitete Vernichtung seiner Handlung seine Schuldner würklich ohne ihre Mitwürkung arm gemacht hatte. Aeusserst traurig und kränkend wars für ihn, als

er auf dieser Reise vollkommen überzeugt ward, daß die Juden, welche ihn zu dem unglüklichen Kauf der ausländischen Waaren verleitet hatten, würkliche Betrüger waren, die ihn nur durch falsche Nachrichten hintergangen, zwar einen kleinen Theil dieser Waaren absichtlich in die Hände der Zollwächter geliefert, aber die vorhergegangne Einfuhre nicht bekannt, und sich auf diese Art mit seinem Vermögen höchst ansehnlich bereichert hatten.

Ohne von den schlauen Betrügern einen Ersaz zu fordern, denn dieser wäre doch nie erfolgt, verließ L — sein Vaterland, und reiste mit seinen Wechseln nach England. Er fand dort — was ohnehin schon erwiesne Gewißheit war — die Aussteller derselben in eben den Umständen, in welchen er sich vor kurzem befunden hatte, aber da sie auch gleich ihm redlich dachten, so waren sie hoch erfreut, wie sie hörten, daß er von ihnen an Zahlungsstatt amerikanische Papiere annehmen wolle, deren Miskredit sie eben gestürzt hatte. Da man ihm bei diesem Eintausch willig ansehnlichen Profit gönnte, so verwahrte er in kurzer Zeit mehr als für funfzigtausend Wechsel in seiner Schreibtafel, welche man ihm aber bei damaligen Umständen in England kaum mit funfzehnhundert Gulden bezahlt hätte. Aber ihm gnügte dieser Schaz, weil er schon von der Zeit an, da er in Europa nichts mehr zu verliehren hatte, selbst nach Amerika überzuschiffen beschloß,

und dort ganz gewiß bezahlt zu werden hoffte. Er führte auch kurz nachher diesen Entschluß aus, bestieg, begleitet von seinem alten Diener, ein neutrales Schif, und kam glüklich in Amerika an. Die Ladung des Dänischen Schiffes, auf welchem er sich befand, war nach Boston bestimmt, dahin lauteten auch seine meisten Wechsel. Er freute sich innig, wie man sich endlich dem Hafen nahte, aber er ward bald sehr traurig, wie eben eine englische Flotte diesen Hafen blokirte, und iedem Schiffe den Eingang verweigerte.

Wo das Schif hernach eigentlich landete, ist mir unbekannt, weil mir der Erzähler dieser Geschichte den Hafen nicht nennen konnte, doch lag er nur einige Tagereisen von Boston entfernt. L — stieg mit frohem Muthe ans Land, und forschte: Ob Boston auch von der Landseite belagert werde? Wie man dieses allgemein verneinte, so miethete er sogleich Wegweiser und auch Pferde, und ritt schon am andern Tage gen Boston. Seine Hofnung, daß er dort richtig bezahlt würde, mußte sicher und groß sein, denn er war sehr aufgeräumt, und versicherte dies oft seinem treuen Diener. So bald ich, sprach er mehr als einmal, bezahlt bin, so reisen wir wieder nach Europa, und verzehren unser Geld in den Thälern der Schweiz in sorgloser Ruhe. Wie sie am andern Tage die Pferde in einem ganz ansehnlichen Orte fütterten, nahte sich diesem ein Hanfe bewafneter Kolonisten. Viele derselben kamen in

das Haus, in welchem sie herbergten, sie sprachen sogleich mit L — in englischer Sprache, die dieser zwar nicht fertig, aber doch gebrochen redete. Sein alter Diener sah, wie sein Herr den Fragenden einige Papiere zeigte, und endlich von ihnen fortgeführt ward. Furcht und Angst verhinderten ihn, seinem Herrn nachzufolgen, er eilte nach dem Pferdstalle, und harrte dort bebend und zitternd seiner Rükkunft. Aber diese erfolgte nicht, und der treue Diener durchweinte die Nacht schlaflos. Vergebens mühte er sich am Morgen, Nachrichten von seinem Herrn einzuziehen, alle die er fragte, antworteten in englischer Sprache, erst gegen Mittag traf er einen alten Knecht, der im Gasthofe diente, und weil er ein Schwabe war, vollkommen Deutsch sprach. Wie er diesem seine Noth klagte, und nach dem Aufenthalte seines Herrn forschte, führte ihn dieser, ohne ein Wort zu sprechen, nach einer kleinen Anhöhe, die unfern von dem Orte lag, wo man seinen Herrn gefangen genommen hatte. Der Aermste zagte, als er an einem einzelnen Baume einen Gehangenen erblikte, und zitterte und bebte, wie ihn der Knecht trocken fragte: Ob er in diesem seinen Herrn erkenne? Sein Auge starrte nach dem Todten, und überzeugte ihn endlich vollkommen, daß sein armer Herr hier würklich unter Henkers Hand vollendet habe. Sie nahmen ihn für einen englischen Spion, und hingen ihn, als sie am Morgen weiter zogen, an diesen Baum. So sprach

der Knecht und ging wieder nach dem Dorfe zurük. Der arme Alte, der seinen Herrn todt, sich hülflos und elend mitten unter den schreklichsten Kriegsgefahren in einem fremden Lande erblikte, sank ohnmächtig zu Boden. Wie er wieder Leben und Dasein empfand, jagte ihn Angst und Schrekken von dannen, er lief die ganze Nacht hindurch über Wiesen und Felder, vermied sorgfältig ieden bewohnten Ort, und kehrte erst am andern Abend in einem kleinen Dorfe ein, weil er aus Mattigkeit und Hunger nicht weiter gehen konnte. Zum Glükke war dieses Dorf von Deutschen bewohnt, einer derselben nahm ihn liebreich auf, und er blieb vier Jahre bei ihm, half ihm nach Kräften arbeiten, und kehrte endlich auf einem Transportschiffe, welches die Hessen wieder in ihr Vaterland rükführte, mit diesen in seine Heimath zurük. Hier ward er Verkündiger des Unglüks und schreklichen Todes seines Herrn.

Viele bedauerten ihn, und weihten dem Unglüklichen eine Thräne, aber noch mehrere nannten ihn einen Abentheurer, der durch ein Wagstük sein zerstörtes Glük wieder aufbauen wollte, und den unglüklichen Erfolg mit vollem Rechte gebüßt habe. Ihr Urtheil war äusserst lieblos, aber eben deswegen das allgemeine, weil man den Unglüklichen so gerne einen Bösewicht nennt, um mit seinem glüklichen Zustande, der oft nur Zufall ist, als einen gerechten Lohn prahlen zu können.

Dem Denker und Beobachter muß übrige[ns]
diese kleine Geschichte äusserst merkwürdig bleib[en.]
Der unglükliche L — arbeitete anfangs rasch[,]
aber auch äusserst glüklich, eine kleine, unbed[eu]-
tende, vom Stolze erzeugte Lüge ward Ursache u[nd]
Urheberinn seines Unglüks, und führte ihn en[d]-
lich zum unschuldigen, aber auch schmählichen To[de.]
Wenn solche Kleinigkeiten das feste Glük ein[es]
Mannes zu zertrümmern vermögen — — w[er]
kann dann noch behaupten, daß er sicher stehe u[nd]
nie fallen werde? Wer kann dann noch fühll[os]
und ohne Mitleid den Unglüklichen betrachten, u[nd]
dabei fest versichern, daß er nicht gleich dies[em]
elend und verachtet unter den Glüklichen umh[er]-
schleichen werde? Mitleid und Duldung heis[cht]
man so gerne, wenn man unglüklich ist, Mitl[eid]
und Duldung weigert man so willig, wenn m[an]
sich glüklich fühlt. Wirst du beides auch fern[er]
weigern, wenn ich fortfahre, dich zu überzeug[en,]
daß auch dir einst mangeln könne, was du so ha[rt]-
näkkig dem Flehenden versagt hast? Memento mor[i,]
diesen wichtigen Denkspruch hörte ich schon o[ft,]
las ihn noch öfterer in den Büchern der Religio[n,]
selbst an öffentlichen Gebäuden, und in den G[e]-
mächern der Lebenden, aber einen eben so, vi[el]-
leicht noch wichtigern hörte und las ich nur selte[n.]
Er heißt: Ante Mortem nemo beatus!